Aus Nord und Süd.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

Jahrgang 1915.

Herrnhut.
Verlag der Missionsbuchhandlung der Missionsanstalt der Ev. Brüderunität.

Inhalt

von „Aus Nord und Süd", Jahrgang 1915.

I. Allgemeines.

Betrachtungen.

Siehe, ich bin bei Euch alle Tage. 1.
Heilig ist die Jugendzeit. 5.
Mutter und Kind. 8.
Wie sich der Heiland einem Kinde offenbarte. 9.
Wie der liebe Gott Kinderherzen erfaßt (Adam). 21.
Wunderbare Gebetserhörung. 33.
Nach oben. 45.

II. Erzählungen und Schilderungen aus den Missionsgebieten der Brüdergemeine.

1. Amerika.

Labrador: Besuch eines Eisbären. 7.
Eisbär im Schneehaus oder wie Gott dem Hunger wehrt. 26.
Arbeiten der Eskimos für die Mission. 20.
Alaska: Ein Mädchen in Alaska von Hunden gebissen. 13.
Nikaragua: Mutter und Kind. 8.
Suriname: Kinderheim, Rettungshaus, Lehrlingsheim und „Kleinwelka" in Suriname. 17.
Sport beim Schulfest im Buschland. 29.
Jenny, der aussatzkranke Knabe in Bethesda. 45.

2. Afrika.

Südafrika: Was ein Sklavenkind von seiner frommen Mutter lernte. 42.
„Ich will nicht verloren gehen". Brief einer kaffrischen Schülerin. 9.
Das Klassensingen in Tabase. 12.
Deutsch-Ostafrika; Nyassa. Von der Arbeit der Mädchen und Frauen am Nyassa. 11.
Neue Leopardengeschichte. 28.
Aus der höheren Schule in Rungwe. 38.
Sklave — Kriegsgefangen — Frei: Aus dem Leben eines ostafrikanischen Prinzen. 40.
Soldatenspiel der Knaben. 41.

3. Asien.

Himalaya: Schw. Birtills Schularbeit in Leh. 1.
Jesus heilt die Kranken. 27.
Aerztliche Behandlung eines Kindes in Leh. 33—36.

4. Australien.

Nord-Queensland: Wie australische Kinder auf Jesum hinweisen. 20.
Weihnachten in Mapoon. 37.

* * *

III. Mission und Krieg.

Zwei schauerliche Nächte im Kugelregen (von G. Kern) 3.
In der Genesung (G. Kern) 8.
Das Weihnachtsschiff. 4.
Weihnachten im Felde (Br. M. Schneider). 11.
Kurt Becker („Mit Gott ins Feld") und der Jugendmissionsbund der Brüdergemeine. 12.
Schutztruppe und Mission in Neu-Guinea. 22.
Mission und Krieg. 23.
Was uns die Kanoniere zu sagen haben. 24.
Seltsame Wirkung einer Granate. 25.
Angehörige unserer Mission im Kriege. 28.
Die Kriegskirche in Belgien. 36.

IV. Aus der Heimat.

Der Missionsbeutel des Waisenknaben oder Wie schon Kinder etwas für die Mission tun können. Von Br. Hansen. 5.
Können Kinder etwas für die Mission tun? Von Br. Hansen. 14—16 und 19. 20.
Mutter und Kind (W. Siebörger). 8.
Wie sich der Heiland einem Kinde offenbarte (Th. C. v. Calker). 9.
Graf Zinzendorf. 16.
Wie der Hirtenknabe etwas für die Mission zu geben wußte. 39.
Rätsel Nr. 1 und 3—12.
Lösungen der Rätsel S. 48.

V. Aus anderen Missionen.

Sprichwörter der Tschi-Neger. 16.
Aus Dr. Oehler's Leben. Basel. 40.
Mission in Kaiser Wilhelmsland. 23.
Indianerleben im Tschakolande. 30.
Wie der kleine Tschili in Kamerun den Heiland lieb hat. 32.
Dankbarkeit bei den Christen in Usambara. 43.
Nach oben. China. 45.

VI. Abbildungen.

1. Schw. Birtill im Spiel mit Schülerinnen. 2.
2. Unsere Feldgrauen im Lazarett. 3.
3. Grönländische Konfirmanden. 6.
4. Eisbär. 7.
5. Klassensingen in Tabase, Kaffernland. 10.
6. Schule in Buvu, Kaffernland. 11.
7. Eskimokinder in Alaska. 14.
8. Graf Zinzendorf. 15.
9. Garten des Kinderheims, Saron, Suriname. 18.
10. Nähschule im Kinderheim, Saron, Suriname. 19.
11. Schutztruppe in Deutsch-Neu-Guinea. 22.
12. Feldgraue Kanoniere. 23.
13. Eskimos vor dem Schneehaus. 26.
14. Leopard. 27.
15. Surinamefluß. 30.
16. Indianer beim Kirchbau. 31.
17. Tibetische Frauen. 34.
18. Schw. Reichel in Kalatse. 35.
19. Schulknaben in Mapoon auf dem Kirchweg. 38.
20. Schüler der höheren Schule in Rungwe, Nyassa. 39
21. Schulkinder in Elim, Südafrika. 42.
22. Unsere Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika. 43.
23. Die Aussätzigenkolonie Bethesda, Suriname. 46.
24. Geburtstagsfeier der Aussätzigen in Bethesda, Suriname. 47.

Gv. Winter, Herrnhut.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 1. Januar 1915. 16. Jahrgang.

Siehe ich bin bei euch alle Tage.

Matth. 28, 20.

Was Tröstlicheres könnte es geben, als dieses Wort unseres Heilandes: „Ich bin bei euch alle Tage?“ Schon in gewöhnlichen Tagen klammern wir uns an den starken Trost dieser Verheißung dessen, der im gleichen Augenblick der Himmelfahrt das andere große Wort gesprochen: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ Wer das von sich sagen konnte, dem kann man doch wirklich trauen, der wird doch mächtig genug sein, uns zu schützen, wenn er bei uns ist.

Und das gibt Trost vollends in solchen bösen Zeiten, wie die des gegenwärtigen Krieges. Wer dort im Schützengraben liegt und französische, englische oder auch russische und serbische Granaten über sich platzen hört, wer in ein Schrapnellfeuer hineinstürmen muß, wer als Flieger in der Luft oder als Feuerwerker auf dem Kreuzer in Gefahr schwebt, der mag Gott danken für solchen Trost der Nähe dessen, dem Wind und Meer gehorsam sind, der Legionen herabschicken könnte, wenn er es für gut hielte. Aber dessen getrösten sich auch alle die, die daheim bleiben mußten, all die kleinen Leute, die Vater und Bruder und Onkel und Vetter draußen im Felde stehen haben. Sie wissen, jene sind nicht allein, sondern in Gottes und ihres Heilandes Hut, ohne dessen Willen kein Haar von ihrem Haupte fällt, ohne dessen Willen kein Unglück in der Stadt ist und kein Krieg in der Welt. — Auch im Gedenken an unsere Missionare und ihre Familien trösten wir uns dieses Heilandswortes, ob sie nun in großer Einsamkeit im eisigen Labrador leben oder in Hunger und Not in Innerafrika wohnen oder als Kriegsgefangene in Pretoria oder Srinagar (in Nord-Indien) festgehalten werden. Der Heiland ist bei ihnen. Er wird ihnen herrlich aushelfen und wird sie auch darüber trösten, daß sie so lange nichts von ihren Kindern hören.

Für all die Lieben da und dort, im Krieg und auf dem Missionsfelde draußen, wie für uns selbst beten wir:

Jesu, treuer Heiland, sprich uns immer
Deinen Trost und Frieden zu;
Daß das Herz bei jedem Morgenschimmer
Und bei jeder Abendruh
Sich an deiner treuen Freundschaft labe
Und nie an Erquickung Mangel habe,
Bis der frohe Tag erscheint,
Der uns ewig dir vereint.

Schwester Birtill's Schularbeit in Himalaya.

Schwester Birtill in Leh nimmt sich der Kinder besonders an. Sie hält ihnen Schule, und sie spielt mit ihnen. Kein Wunder, daß das den kleinen tibetischen Buben und Mädelchen gefällt. Wie frisch und munter sehen sie aus, und wie fröhlich und lustig geben sie sich in Wirklichkeit! Und es ist prächtig, wie man durch Unterricht und Erziehung, durch Schule und Unterhaltung auch an diese kleinen

Herzen herankommt, wie ihnen der Weg zu unserm Heiland gewiesen wird und sie so zu Menschen Gottes herangebildet werden. Hören wir, was Schwester Birtill vor kurzem einmal erzählte. Sie schrieb:

„Wenn Ihr in unseren kleinen Schulraum hineinblicken könntet, was würdet Ihr da wohl sagen? Da stehen keine schönen feingeputzten Schul-Tische, sondern nur rauhe Holzbänke an drei Seiten eines Vierecks. Vor diesen, nicht auf ihnen, sitzen kleine Mädchen, einige rein und nett, andere recht zerlumpt, und wenn ich's Euch zuflüstern darf, recht unsauber und schmutzig, denn die Tibeter haben keine besondere Vorliebe für Seife und Wasser, besonders nicht im Winter, wenn es kalt ist; und alle die, welche zu spät zur Schule kommen, haben meist das

Schwester Birtill im Spiel mit ihren tibetischen Schülerinnen in Leh im Himalaya.

Waschen von Hand und Gesicht verpaßt, was die andern unmittelbar vor Beginn des Unterrichts vornehmen müssen.

Heute ist Strickstunde. „Was können denn tibetische Mädchen stricken?" werdet Ihr fragen. Nun, das ist nicht wenig! Wollene Decken, Strümpfe, Socken, Mützen, Fausthandschuhe und Fingerhandschuhe. Die Sportleute, die hierher kommen, sind froh, wenn sie für ihre kalten Reisen ins Innere des Landes warme Sachen bekommen können. — Neben dem Stricken lernen die Kinder auch nähen, auch rechnen, singen, turnen und tibetisch.

Wir haben aber auch eine Kleinkinderschule. Während nämlich die größeren Mädchen in diesem kleinen Schulraum beschäftigt sind, sitzt eine andre Gruppe von Lernbegierigen in dem Unterrichtszimmer des Schwesternhauses, d. h. in dem Gebäude, wo die beiden unverheirateten Missionarinnen wohnen. Da wäre ein neuer Schulraum sehr notwendig! Ein Dutzend oder mehr, Knaben sowohl wie Mädchen, gruppieren sich um ihre Lehrerin. Die heißt Jamskhid. Sie ist ein christliches Mädchen, wie auch die Kinder Christenkinder sind.

An warmen Tagen, wenn die Sonne schön scheint, halten wir unsere Unterrichtsstunden im Freien, das haben die Kinder sehr gern, und besonders gern, wenn es ans Spielen geht.

Klein Kathi, so heißt eine der Kleinen, deren Vater nach Chinesisch-Turkestan ging, und deren Mutter so arm ist, daß sie dem Kinde oft nicht einmal etwas zum Frühstück mitgeben kann. Daher kommt die Kleine nicht selten ungefrühstückt zur Schule. Sie hatte in der Sonntagsschule das Lied gelernt: „Jesus liebt mich, ja das weiß ich", und das andere: „Ich bin ein kleines Kindelein". Diese Strophen wiederholt sie nun immer wieder und sagt sie auch den Leuten vor, die in das Haus ihrer Mutter kommen. Die wundern sich sehr und fragen, wo sie das gelernt hat. Es kommt nicht selten vor, daß uns auf diesem Wege neue Schüler zugeführt werden.

Die Kleine hat nur Lumpen, mit denen sie sich zudecken kann. Da kommt sie denn manchmal ganz schnell gelaufen und stellt sich vor meiner Wohnstube hin, geduldig wartend, bis ich aufmache. Wie hüpft sie dann vor Freuden, wenn sie mich sieht! Denn sie weiß, die Missionarin wird mich in die Küche nehmen und mir etwas warme Milch und ein Stück Brot geben. Und so geschieht es denn auch.

Alle unsre Schülerinnen besuchen Sonntags die Sonntagsschule, zu der außerdem noch einige Knaben kommen, die unsre Tagesschule in der Stadt besuchen.

Aber alle unsre Schularbeit ist Anfangstätigkeit. Daher sind Fortschritte nur langsam zu erreichen, denn es sind viele Schwierigkeiten zu überwinden. Die Kinder wissen ja gar nichts von Wahrheitsliebe, von Reinlichkeit und Pünktlichkeit und machen darin nur langsam Fortschritte."

Als Schwester Birtill schrieb, hatte sie 21 Kinder in der Mädchenschule, 25 kleine Kinder im „Kindergarten", und über 60 Kinder in der Sonntagsschule. Eingeborne Lehrkräfte gab es vier. Außer dem allen hat sie einen kleinen Mädchenverein gegründet. Es ist klar, daß diese Schulen einen wichtigen Teil der Missionsarbeit in Leh darstellen, denn unser deutsches Sprichwort sagt mit Recht: Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft. Darum wollen wir der Schwester Birtill, die diese Tätigkeit ausübt, gedenken, und auch

der Schwester Moore, die ihr hilft. Möchte ihre Arbeit an den Kleinen von reichem Erfolg begleitet sein!

Zwei schauerliche Nächte verwundet im Kugelregen gelegen.

Feldpostbrief aus Frankreich von einem Missionskind (G. Kern).

Druck behördlich genehmigt.

Jetzt will ich Dir ausführlich erzählen, wie ich verwundet wurde. Es war am Sonntag, den 25. Oktober; ein rechter Sonnentag, wolkenloser, blauer Himmel und wohltuende Wärme. Wir lagen im Schützengraben, Herbert Martin und ich stets nebeneinander und verschliefen den Hunger, der uns quälte (tagelang haben wir nichts, gar nichts zu essen gehabt als die Stoppelrüben auf den Feldern). Dann sah ich mich, wieder aufgewacht, weil alles ruhig blieb, und nur hin und wieder eine englische Kugel über den Schützengraben pfiff, dem Beispiel anderer folgend, in dem zerschossenen Gehöft, das unsern rechten Flügel begrenzte, nach etwas eßbarem um. Ich entdeckte auch wirklich einen Kartoffelhaufen, dessen Kartoffeln beim Brand geröstet waren, wie in einem Kartoffelfeuer, und brachte Herbert und Edi Burckhardt eine Probe mit. Dann machten Herbert und ich uns gemeinsam mit einem Kochgeschirr auf und holten uns eine Portion. Mir schmeckte es großartig; das war unser Mittagessen. Mittlerweile hatte sich der Himmel bedeckt und — ob uns ein feindlicher Flieger, der über uns weggeflogen war, gesehen hatte, oder der feindliche Artilleriebeobachtungsposten uns in dem Gehöft hatte umherlaufen sehen, kurz, auf einmal geht ein Granat- und Schrapnellfeuer los, das ganz furchtbar war. Dicht zusammengekauert, lagen wir stundenlang im fürchterlichsten Feuer. Vor und hinter uns platzten die Granaten, streuten die Schrapnells ihre todbringenden Kugeln. Ein Granatsplitter zertrümmerte den Kochkessel von Herberts Nebenmann, eine Schrapnellkugel zerriß meinen aufgeschnallten Mantel. Jeden Augenblick erwarteten wir eine Granate im Graben selbst, aber es kam keine. Es waren furchtbare Stunden. Mit anbrechender Dunkelheit hörte endlich das Feuer auf. Schnell erweiterten wir den Schützengraben für die Nacht. Herbert holte indessen Stroh von einer neben dem Gehöft stehenden Feime für uns beide. (O, wir haben stets so gute Kameradschaft gehalten!) Wir setzten uns zum Schlafen, das Gewehr zwischen den Knien. Plötzlich heißt es: „Seitengewehr aufpflanzen, Sturmangriff!“ Und gruppenweise ging's aus dem Schützengraben, ausgeschwärmt unter Führung des jüngsten Feldwebels. Immer näher geht's an das vom Feinde besetzte Dorf; es ist ziemlich finster. Herbert und ich, weil in einer Gruppe, rufen uns von Zeit zu Zeit an, um mit dem nötigen Abstand beieinander zu bleiben. Dann geht es mit gefälltem Bajonett, Laufschritt, marsch, marsch, hurra! auf den unsichtbaren Gegner, der uns mit einem Hagel von Geschossen aus Gewehr und Maschinengewehr überschüttet. Da — ein furchtbarer Schlag wie mit einem Hammer gegen meinen linken Oberschenkel, und stöhnend sinke ich auf das verwundete Bein. Erst rief ich wiederholt laut um Hilfe, aber stets waren ein paar blaue Bohnen, die über mich pfiffen, die Antwort. Die Kameraden stürmten an mir vorbei; sie mußten weiter. Daß ich fiel, wird Herbert gar nicht gemerkt haben; ich habe ihn auch nicht gerufen. Von Edi habe ich bei der Dunkelheit, wo man kaum drei Schritt weit sah, nichts gesehen, da er in einer andern Gruppe des Zuges war. Nur soviel habe ich gesehen, daß Herbert weiter stürmte. Ich habe immer gedacht, die beiden seien glücklich durchgekommen und Deine Nachricht von beider Tod hat mich tief erschüttert.

Unsere „Feldgrauen“ in guter Pflege im Lazarett.

Dann kamen die dunkelsten Stunden. Unser Regimentsadjutant kam zufällig mit später Vorrückenden an mir vorbei und versprach, Krankenträger zu schicken; nur, daß sie nicht kamen. Die erste Nacht, die ich so verwundet durchlebt habe, werde ich nie vergessen. Ueber mich weg pfiffen die Geschosse von Freund und Feind, schlugen oft dicht neben mir in den lehmigen Boden des Sturzackers,

auf dem ich lag, ein; jeden Augenblick erwartete ich eine zweite in den Rücken oder den Kopf. Später goß es auch noch in Strömen vom Himmel.

Mit Mühe hatte ich den Tornister abgeschnallt und das Zelttuch abgenommen und über mich gelegt, um meine Wunde vor Näſſe zu schützen; den Tornister legte ich mir unter den Kopf, das Gewehr neben mich. So habe ich diese schreckliche Nacht durchwacht. — Neben mir lag ein Kamerad mit einem Bauchschuß, wie er mir noch sagte; der Arme war dem Tode geweiht, unrettbar, und starb dann auch am andern Morgen. Mir zu Häupten schrie ein anderer die ganze Nacht hindurch vor wahnsinnigen Schmerzen. Aber es ist eigentlich Unrecht von mir, dir alles so auszumalen, aber Du wirst umso froher sein, daß ich all dem entronnen bin. Mitunter packte mich furchtbare Verzweiflung, aber es hat mir einer drüber hinweggeholfen, der dann am nächsten ist, wenn die Not am größten. — Am Montag, den 26. Oktober, vormittags, ging wieder ein schwerer Artilleriekampf los, und es ist ein Wunder, daß ich davonkam; ich lag jetzt zwischen zwei Feuern, auch das Infanteriefeuer von beiden Seiten ging wieder über uns Verwundete hinweg. Merkwürdig, ich mußte immerzu an das Volkslied denken, das wir im Lilienkron lasen: „Kein schönrer Tod ist auf der Welt, als wer vom Feind erschlagen"; aber es wollte mir gar nicht einleuchten, zumal, wenn ich daran dachte, daß ich langsam verbluten mußte. Aber sonst war ich sehr guter Zuversicht, ich hatte die Ahnung, daß mich jemand finden würde.

Mit unsäglicher Mühe und ziemlichen Schmerzen drehte ich mich auf den Leib, schaufelte mir mit den Händen eine Deckung und schob mich dann in der Rinne, die ich mir ausgrub, langsam, wie eine Schnecke ein Stück den Acker hinauf, um, weil er ein wenig abfiel, besser bemerkt zu werden. Dabei pfiffen die Kugeln immer wieder vereinzelt über mich hin. Das Artilleriefeuer hatte hier aufgehört. Am späteren Nachmittag endlich kamen drei Artilleristen, darunter ein Leutnant, die das Schlachtfeld absuchten; schon breiteten sie ein Zelttuch neben mir aus, da ging auf einmal das Gewehrfeuer bei den Engländern wieder an; der Leutnant bekam einen Kopfschuß und wälzte sich schreiend neben mir; er, der mir hatte helfen wollen, mußte so schwer dafür büßen. Die beiden andern mußten machen, daß sie davonkamen, denn es entspann sich wieder ein heftiges Infanteriefeuergefecht.

Vergessen habe ich noch, daß am ersten Morgen eine englische Patrouille über uns hinwegstieg; ich habe mich mäuschenstill verhalten, um nicht noch einen Bajonettstich zu bekommen, denn die Engländer stehen in dem sehr üblen Ruf, mit gefangenen Verwundeten sehr kurzen Prozeß zu machen. — Und wieder kam die Nacht. Am ganzen Leibe zitternd vor Kälte, versuchte ich zu schlafen, und wirklich schlief ich, bis das Morgenrot des 27. anbrach. Inzwischen hatte sich das Gefecht weiter entfernt und nach einiger Zeit erschien dann auch wirklich eine Sanitätspatrouille mit einer Bahre, um den Leutnant zu holen und dann eine zweite, die mich vorbei an Haufen gefallener Engländer und an toten Kameraden zum Notverbandplatz trugen. Unterwegs steckten mir mitleidige Kameraden drei prächtige Aepfel zu, die mir schmeckten, wie noch nie etwas!

Das Weihnachtsschiff.

Was für einen schönen Plan die Kinder in den Vereinigten Staaten sich ausgedacht haben! Sie wollten ihren kleinen Kameraden in Europa, deren Väter jetzt im Kampfe stehen, zum Trost eine Weihnachtsgabe schicken. Und das Schiff (Jason), das all diese tausend schönen Sachen nach Europa bringen soll, ist Ende November in dem englischen Hafen Plymouth eingefahren und wird dann nach Frankreich und Italien fahren, um auch den französischen, österreichischen und deutschen Kindern etwas zu bringen. Die Gaben für die Russen gehen einen besonderen Weg durch Sibirien. Die Ladung des Schiffes soll 8000 Tonnen, also 160000 Zentner betragen und 5 Millionen verschiedene Gegenstände umfassen. Und was alles! Puppen, Mützen, Jacken, Wäsche, Strümpfe, Aepfel, Leckereien und was weiß ich mehr. 200 Zeitungen hatten die Anregung des Herausgebers einer großen Zeitung in Chicago durchs Land posaunt, und nun kamen die Burschen und Mädelchen mit ihren Sparbüchsen und Spielsachen und füllten das Weihnachtsschiff. Wie schön: neben dem Haß der Großen diese Liebeserweise der Kleinen!

Rätsel.

5 Zeichen geben, recht gestellt,
Die Gottesstadt der alten Welt,
Ein Vöglein, einen schönen Namen
Für deutsche Töchter, Frau'n und Damen.
Tauschst einen Buchstaben du ein,
So gibts den Friedensgruß, den man
Von Muselmännern hören kann.

Quittung.

Ein Päckchen Stanniol von den kleinen Schulkindern gesammelt, durch Frau W. Wetzig-Tannborf, mit Dank erhalten.

Missionsbuchhandlung, Herrnhut.

Zum Einbinden und für den, der die Blätter gut aufbewahren will, liefern wir eine schöne Decke für „Aus Nord und Süd". Sie kostet 30 Pfg. Porto 10 Pfg.

Missionsbuchhandlung, Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 2. Februar 1915. 16. Jahrgang.

Heilig ist die Jugendzeit.

Die den Herrn bitten: „Fülle uns frühe mit deiner Gnade“ (Psalm 90, 14), denen wird die Antwort: „Die mich frühe suchen, finden mich“. (Sprüche 8, 17.) Und der Apostel fügt hinzu: „Weil du von Kind auf die heilige Schrift weißt, kann dich dieselbe unterweisen zur Seligkeit durch den Glauben an Christum Jesum“. (2 Tim 3, 15.)

O daß doch solches heilige Zwiegespräch in dieser ernsten Konfirmationszeit, die jetzt durch den furchtbaren Krieg noch eindringlicher zu den Menschenherzen spricht, allüberall zustande käme! Gebt euch und euer Herz dem Heiland hin, ihr lieben jungen Freunde und Freundinnen, und bleibt bei Jesu! Dann seid versichert, daß euch die „Hand, die nie läßt gehn“ fest halten und bewahren wird bis ans Ende.

Auch der schwarzen und braunen Konfirmanden wollen wir gedenken. In diesem Jahre, wo uns die Farbigen so nah gerückt sind, wo sie gegen unsere Truppen stehen und zu Hunderten, wohl gar Tausenden, als Gefangene in Deutschland, also mitten in der Christenheit, leben, da ist es doppelt unsere Pflicht, für sie und ihre Genossen drüben über dem Ozean die Hände zu falten. Es sind ja doch die Völker, denen wir das Evangelium bringen wollen.

Ach, wenn das Christentum die ganze millionenfache Jugend auf dem Erdenrund, die schwarze wie die weiße, die braune wie die gelbe, ergriffen hätte, wenn der Heiland und seine Gnade frühe von ihnen Besitz nehmen könnte, dann sähe es anders in der Welt aus.

O möchten viele zu Herzen nehmen, wie herzandringlich der Gründer des Bunzlauer Waisenhauses, der Pfarrer Woltersdorf, alle Jünglinge und Jungfrauen anfleht:

Blühende Jugend, du Hoffnung der künftigen Zeiten,
Höre die Stimme des Hirten und laß dich bedeuten.
Folge der Hand, die sich oft zu dir gewandt,
Dein Herz zu Jesu zu leiten.

Der Missionsbeutel des Waisenknaben.

oder: „Wie schon Kinder etwas für die Mission tun können.

Von Prediger P. Hansen in Hamburg.

a. Das Kindermissionsfest an der „Mordsee“.

Vor ungefähr 20 Jahren besuchte ich hoch oben in Jütland (Dänemark) viele liebe Missionsfreunde. Damals war ich gerade von Labrador zurückgekommen. Deshalb wollten die lieben Missionsfreunde ein Kindermissionsfest veranstalten, damit der Missionar den Kindern etwas von den Eskimos in Labrador erzählen könnte. Das Fest sollte ganz nahe am Meer beim Leuchtturm abgehalten werden. D. h. also an der Nordsee; dort oben oft „Mordsee“ genannt, weil jene Gegend für Schiffahrer ganz besonders gefährlich ist. Dort ziehen sich eine Reihe von Sandbänken an der Küste hin, die jedem Fahrzeug, ob klein oder groß, das von der Gewalt der Wellen

gegen den Strand getrieben wird, unrettbar Schiffbruch bringt. Es ist die von allen Seefahrern gefürchtete „eiserne" Küste. Nirgends habe ich so starken Wellenschlag gesehen, wie dort oben.

Zwei Tage vor dem Feste sah ich von dem Hause aus, wo ich gerade wohnte, wie ein norwegisches Schiff strandete. Es gelang den todesmutigen Rettungsmannschaften, die dort oben sehr tätig sind, die Leute auf dem Schiff zu retten; aber das Schiff ging zu Grunde. Ein Matrose hatte nur noch sein neues Testament gerettet, worüber er sich besonders freute. Die Geretteten wurden von den Bewohnern dort oben sehr herzlich aufgenommen und gepflegt, bis sie wieder in ihre Heimat reisen konnten.

Am Festtage gab es wirklich Festtagswetter. Schon aus dem Grunde kamen sehr viele Kinder und Erwachsene, sodaß es nun nicht mehr Kinder, sondern Volksmissionsfest wurde. Auf diesem Feste hörte ich von dem Leiter des Festes eine kleine Erzählung, die ich noch nicht vergessen habe und nun den lieben Lesern des Kinder-Missions-Blattes kurz wiedergeben möchte.

b. Die Arbeit des Knaben und des Esels für die, die es sehr nötig haben.

„Ein Waisenknabe," so begann er, „namens Erich, erwählte den Heiland in seiner Jugendzeit zu seinem besten Freund. Eines Tages hört Erich auf einem Missionsfest von der Not der Heiden, daß sie nichts von dem großen Heiland wissen. Das geht ihm sehr zu Herzen. Lange sinnt er darüber nach, wie er am besten etwas Geld für die „armen" Heiden beschaffen kann, um damit auch seinem lieben Heiland eine Freude zu bereiten.

Eines Tages ging er ganz fröhlich an die Arbeit. Es war ihm in der Nacht, im Traum, klar geworden, wie er es anstellen sollte, um Geld für die Heidenmission zu bekommen. Er hatte nämlich einen kleinen Wagen, dem ein Esel vorgespannt war. Mit dem fuhr er in die entfernte Stadt, um Obst zu verkaufen. Oder, wenn er kein Obst hatte, verkaufte er auch feinen Sand an die Stadtleute.

Was dem Erich klar geworden war, war dies: er wollte an einem Wochentag, und zwar jeden Dienstag, den Erlös seiner Waren für die Heidenmission geben. Den Erlös tat er in einen dafür besonders bestimmten Beutel. So sammelte er Woche für Woche, Monat für Monat. Immer dicker wurde der Missionsbeutel. Als dann das Jahr um war, holte er seinen Geldsack hervor, um das Geld zu

Grönländische Konfirmanden.

zählen. Er wollte noch einmal nachsehen, ob es auch so stimmte, wie er es aufgeschrieben hatte. Es stimmte ganz genau. Es waren in seinem Missionsgeldbeutel über 120 Mk. Dann kniete Erich nieder vor seinem Herzensfreund und sagte ihm: „Lieber Heiland, das Geld gebe ich dir für die Heiden, weil ich selber noch nicht zu ihnen gehen kann, aber bitte, segne du das Geld." Er eilte nun zu seinem Prediger und reichte ihm das viele Geld hin mit den Worten: „Mein Herr, das ist eine Gabe für die Heidenmission, weil ich selber zu den Heiden noch nicht gehen kann."

Der Prediger erschrak fast, als er das viele Geld in den Händen des jungen Menschenkindes sah. Darum erkundigte er sich eingehend, ob Erich auch wirklich in rechtmäßiger Weise zu dem Gelde gekommen sei. Denn er hielt es fast für unmöglich, daß ein Waisenknabe, also ein Kind ohne Eltern, soviel Geld für die Mission aufbringen könnte.

Erich erzählte nun in aller Einfalt, wie er das Geld durch den Obstverkauf verdient hätte und fügte noch hinzu: Am Dienstag stehe ich ganz früh auf und sage zu meinem Esel: „Heute müssen wir ganz besonders fleißig sein, denn der Verdienst ist für andere, die es sehr nötig haben".

Der Prediger nahm das Geld mit bewegtem Herzen. Er konnte Tränen nicht zurückhalten, denn er fühlte sich durch den Waisenknaben beschämt und sagte dann zu ihm: „Erich, das wird der Heiland dir nicht unbelohnt lassen. Mein lieber Junge, er wird dich sehr segnen, das weiß ich. Erich aber eilte hinweg, um weiter für seinen Heiland zu sammeln.

c. Der reiche Ertrag durch den Esel.

Auf jenem Missionsfest mußte auch ich etwas von den Eskimos erzählen, wie sie für das Wort Gottes sehr dankbar sind und nun auch suchen zu arbeiten, damit andere Heiden es erfahren, daß wir einen so großen Heiland haben, der uns alle ganz glücklich machen will. Aber meine Erzählung auf diesem Fest will ich heute nicht noch einmal erzählen; vielleicht ein anderes mal.

Als das Fest zu Ende kam, weil es Abend wurde, breitete man ein großes Tuch aus, wo jederman sein „Opfer" oder seine „Gabe" für die Mission hineinlegen konnte. Als wir dann abends das viele Geld zählten, merkte man ganz deutlich, die lieben Zuhörer hatten sich durch Erich und die Eskimos anspornen lassen, mehr für dies bedeutungsvolle Werk zu tun als bisher. Denn es war eine große Summe, die wir der Mission zuführen konnten. Vier Missionsgesellschaften sollten sich in die Summe teilen; und sie waren alle sehr dankbar für das, was sie erhielten.

Am meisten freute ich mich darüber, daß seitdem die lieben Freunde dort oben, jedes Jahr, ein großes Paket mit wertvollen Gaben nach Labrador senden, um unsern Missionaren in dem kalten Lande zu bezeugen: „Wir denken an euch, wir arbeiten und beten für euch." Ja wenn nur der Wille da ist, etwas für den Heiland zu tun, dann wird man immer Mittel und Wege finden, und solches Mühen für den Heiland bleibt nie unbelohnt.

Besuch eines Eisbären.

Wieder hören wir von einem Eisbär-Besuch auf einer unserer Labrador-Stationen und damit von einem sehr traurigen Ereignis, das dieser Besuch im Gefolge haben sollte.

Es war im September 1913, da kam die Kunde nach Hebron, daß ein Bursche von 15 Jahren (Johann Korah hieß er) getötet worden sei, und zwar habe ihn ein Eisbär verzehrt! Das war eine traurige Nachricht, zumal da der Tod infolge eines Ungehorsams eingetreten war. Einem Manne nämlich, Josef Metclaff mit Namen, und einem 15jährigen Johannes, die offenbar in Hebron nicht ansässig waren, hatten die gastfreundlichen Eskimos in Hebron ein Nachtquartier in einem Hause angeboten. Frech und übermütig aber lehnten die Beiden das Anerbieten ab. Stattdessen bestiegen sie um 11 Uhr nachts ein Boot, das am Ufer vor Anker lag. Man warnte sie noch, sie aber beschlossen trotzdem dort unter

Eisbär.

freiem Himmel zu nächtigen. Bald waren sie fest eingeschlafen.

Und was erlebten sie nun? Das Entsetzliche, daß sie aus ihrem süßen Schlummer jäh aufgeweckt wurden, durch einen Eisbären, der in ihr Boot herüberstieg! Sie waren dadurch beide derart erschreckt, daß sie wie gelähmt sich nicht bewegen konnten, obgleich der Bär zweimal wieder wegging und erst bei seinem dritten Besuch Johannes ergriff und ihn auf den Strand setzte. Dann erst lief Josef fort und rief nach Hilfe. Aber bis die Ortsbewohner das gehört hatten, sich angekleidet, Flinten und Munition ergriffen hatten, war es zu spät. Sie konnten Johannes nicht mehr retten! Den Bär freilich haben sie erlegt, aber von dem armen Burschen blieb nur der übel zugerichtete Körper übrig. — Wie? Steht nicht Epheser 6, 1: „Ihr Kinder, seid gehorsam"?

In der Genesung.

Feldpostbrief aus Frankreich von einem Missionskind (Schluß). Druck behördlich genehmigt.

Br. G. Kern schreibt aus dem Lazarett in München: Auf dem Verbandplatz kam ich neben einen verwundeten englischen Feldwebel zu liegen. Wir gaben uns die Hand, er sagte „Kamerad" und ich auch, und aller Haß war vergessen. Er war verwundet, ich auch, das machte uns hier zu Kameraden. — Wo ich eigentlich verwundet worden bin, habe ich nicht erfahren, nur so viel weiß ich, daß es in den Kämpfen um Ypern war. Vom Verbandplatz kam ich dann in einem entsetzlich rüttelnden Lastauto nach schrecklicher stundenlanger Fahrt abends in Lille an. Zuerst wurde ich in einen großen Kellerraum gebracht, wo schon eine ganze Reihe Verwundeter lag, Deutsche und Engländer durcheinander. Auf einer Matratze, die direkt auf der Erde lag, brachte ich die erste Nacht im Lazarett zu, von Durst gequält, nachdem ich einen Teller Suppe mit Heißhunger gegessen hatte. Am nächsten Morgen wurde ich in den Operationssaal gebracht und bekam ohne Narkose einen Gipsverband, der auch noch um den Leib ging und mich sehr beengte. Als der Verband endlich trocken war, brachte man mich in einen Saal Nr. 4 des Lazaretts und zwar über der Erde zu meiner großen Freude. — Das Lazarett selbst ist eine französische Schule, die schon vor dem Einrücken der Deutschen von den Franzosen als Lazarett benutzt worden war. Dort habe ich eine Woche lang gelegen, gepflegt oder vielmehr besorgt von einer jungen freiwilligen Krankenschwester, mit neun anderen Kameraden. Früh gab es ein Glas schwarzen Kaffee mit trockenem Kommißbrot oder französischem Weißbrot, zu Mittag einen Teller Suppe. Nachmittags wiederholte sich dasselbe Spiel. Gegen 10 Uhr kam jeden Morgen der Stabsarzt durch unsern Saal und sah die Verbände durch. Während meine Einschußwunde fast verheilt war, blutete und eiterte die viel größere Ausschußöffnung stark. Dreimal während dieser Woche hatte es geheißen, ich sollte nach Deutschland transportiert werden. Aber einmal hieß es, der Zug wäre voll gewesen, dann wieder, daß er nur für Leichtverwundete gewesen sei. Die Enttäuschung war jedesmal groß. — Aber endlich wurde doch etwas draus; ich schnürte meine Habseligkeiten zusammen: meine kaputte Uhr, die Taschenschere, eine englische Patrone, eine Losung für Heer und Flotte und meine wollne Weste. Mit leichtem Herzen habe ich Lille Lebewohl gesagt, als man mich im Sanitätsauto auf den Bahnhof fuhr. Aus dem Auto wurde ich dann in einen Wagen des bayrischen Lazarettzuges gebracht, der uns nach München bringen sollte. Tag und Nacht war ein netter bayrischer Sanitäter bei uns. Ich lag in einem der oberen Betten und konnte durch das breite Fenster ganz schön die Gegend beschauen. Die Fahrt durch Belgien war sehr interessant. Schön wurde die Fahrt erst, als wir an den Rhein kamen. Ich habe mich garnicht satt sehen können, obwohl ich mich dazu ziemlich verdrehen mußte. Das Stück von Bingen bis Mainz war wundervoll, der Rhein selber, die Burgen, Dörfer, alles. Und überall winkten uns die Bewohner freundlich zu. Auf den Bahnhöfen, wo wir hielten, wurden wir mit Liebesgaben überschüttet; ach es tat so wohl, wieder in Deutschland zu sein und nicht mehr die finsteren belgischen Gesichter zu sehen, nichts Zerschossenes mehr und keine Verwüstung. Um 9 Uhr früh kamen wir in München an am 7. November, nach dreitägiger Fahrt. — Den 16. November. Mir geht es gesundheitlich nicht schlecht. Der Knochen ist gesplittert, da ich den Schuß aus großer Nähe bekam. Der Arzt hat mir jedoch versichert, daß ich nicht werde hinken müssen. 1—2 cm kürzer wird das Bein jedenfalls, aber das würde ich nicht merken.

Mutter und Kind.

Eine entscheidende Stunde im Kinderleben.

Aus dem Lebenslauf des Br. W. Siebörger, früher Missionar in Nicaragua.

„Eine Erinnerung aus meiner früheften Kindheit ist mir zeitlebens sehr lieb und wichtig gewesen. Ich war etwa fünf Jahr alt. Die Mutter saß am Fenster und nähte, und nur ich allein war im Zimmer. Da rief sie mich zu sich heran und erzählte mir von unserm Heilande, von seinem Tun und Lehren, von seinem Leiden und Sterben am Kreuze, wobei sie es ausdrücklich betonte, daß der Herr auch für mich gelitten habe und auch für mich gestorben sei.

Ich habe es nie vergessen können, welch einen tiefen Eindruck dies auf mein kindliches Herz machte. Ich wollte immer noch weiter, noch mehr hören; und die Mutter versprach mir auf mein Drängen, daß, wenn meine ältere Schwester aus der Schule käme, sie mir aus der Bibel das alles vorlesen solle. Das geschah denn auch, doch die Worte der Bibel verstand ich nicht ganz, aus dem Munde der lieben Mutter war mir alles viel lebendiger und eindrücklicher gewesen.

Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß diese Stunde an den Knieen meiner lieben Mutter für mein ganzes Leben ausschlaggebend gewesen ist und demselben die Richtung gegeben hat, welche es durch des Herren Gnade hat nehmen dürfen. Die Erinnerung daran war für mich in meinen späteren Jahren wie ein Talisman, ein Mittel, das mich vor vielem Bösen bewahrte, denn wenn Versuchungen, Zweifel und Unglauben sich regen wollten, dann sagte ich es mir vor, daß, was die Bibel sagt und meine liebe Mutter mir erzählte, Wahrheit sein müßte und das, was ich dabei gefühlt, nicht bloße Einbildung oder gar eine bloße kindliche Rührung gewesen sein könne.

Wie oft habe ich im späteren Leben der lieben Mutter im stillen für diese Stunde gedankt!"

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Ch. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 3. März 1915. 16. Jahrgang.

Wie sich der Heiland einem Kinde offenbarte.

Br. Th. C. van Calker, später Leiter unserer Mission in Suriname und Direktor der Missionsknabenanstalt in Kleinwelka, zuletzt Mitglied der obersten Behörde der Brüderkirche, schreibt in seinem Lebenslauf:

Als ich etwa sechs Jahr alt war, hatte ich folgenden, mir unauslöschlich gebliebenen Traum: Ich spielte — so träumte ich — in der Nähe eines alten, halb verfallenen Schlosses, erblickte ein großes, offenstehendes Tor und trat durch dieses in einen weiten Raum, der nur durch das offene Tor ein wenig erhellt wurde. Dem Tor gegenüber an der Wand stand eine Bank. Auf diese setzte ich mich und schaute durch das Tor in die schöne Gegend hinaus.

Plötzlich dringt in die ganze Breite des Tores eine Herde wilder Stiere herein und stürmt mit gesenkten Häuptern auf mich ein. — In der Todesangst streckte ich meine Arme in die Höhe und rief: „Lieber Heiland, hilf mir!“ — Und siehe da! Ein helles Licht erschien über mir, und eine lichte weiße Gestalt schwebte zu mir herab, ergriff mich unter den Armen, wie man ein Kind aufhebt, und trug mich hinauf in die lichte Höhe. Das war ein unbeschreiblich seliges Gefühl. Ich wäre gern noch höher hinaufgetragen worden, denn es war mir, als flöge ich in den Himmel, aber — ich erwachte.

Das Gefühl, welches mich erfüllte, war das großer Freude und des Dankes. „So hilft und errettet der liebe Heiland“, dachte ich, „ich will mich immer an ihn halten“.

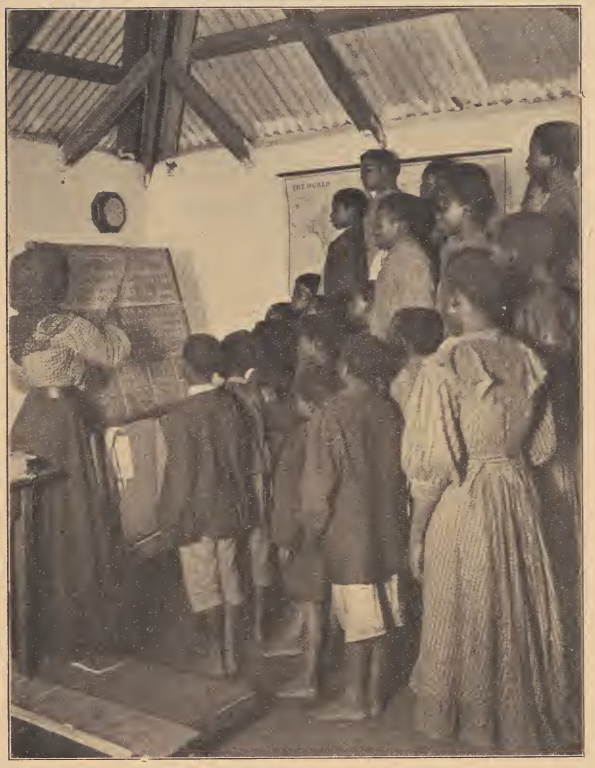
Ich kann nun nicht sagen, daß je in meinem Leben Not und Gefahr oder die Macht der Sünde so überwältigend auf mich eingedrungen wäre, wohl aber bin ich in meinem späteren Amtsleben in manche Verlegenheit und Not, auch in Lebensgefahr gekommen und habe dann immer, wenn ich nur ernstlich rief: „Lieber Heiland, hilf mir!“ seine Hilfe und Errettung erfahren dürfen.

„Ich will nicht verloren gehen.“

Brief eines aus der Schule gelaufenen, etwa 15jährigen Kaffernmädchens in Tinana an den Missionar.

Mitgeteilt von Br. L. Marx.

Laß mich dir sagen, warum ich mich weigerte, weiter in die Schule zu gehen. Es war das, daß der kaffrische Lehrer sagte: ich sei Judas Ischariot. O, wie groß ist mein Schmerz! Ich frage mich, wem bin ich eigentlich weggelaufen? Gott möge mir helfen, an ihn zu glauben, damit ich in den Himmel kommen möge und nicht verloren gehe. Ich bin nicht von selbst aus der Schule gelaufen. Der Lehrer rief mich Tobi Madubela (statt Tobi Mpisi). Darauf antwortete ich nicht. Er wiederholte meinen Namen, und ich antwortete wieder nicht. Da sagte er: ich möge fortgehen. Ich schwieg. Da sagte er: „Gehe, nimm deine Tafel, geh fort.“ Ich nahm sie und ging. Ich



Klassensingen in Tabase im Kaffernlande.

dachte nun über mich nach und dachte an meine (verstorbene) Mutter. Ich möchte weinen. Auch jetzt noch weine ich, wenn ich an meine Mutter denke. Wenn ich noch meine Mutter hätte, würde es nicht so um mich stehen. Ich will aber nicht mehr dahin kommen, wo gesagt wird, ich sei Judas Ischariot; ich möchte lieber nach Ezincuka in die Schule gehen. Wie traurig, daß ich keine Mutter habe! Es heißt: „Ehre Vater und Mutter und auch die Lehrer, damit deine Tage viel werden im Lande, das dir Jehova dein Gott gibt." Das 8. Gebot heißt: „Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten." „Ich bin ein kleines Kindlein und meine Kraft ist schwach;" ich möchte gerne erlöst werden und ein liebes Kind bleiben. — Wenn du sagst, ich solle in eine andere Schule gehen, dann werde ich gehen. Du Vater der Waisenkinder, du Mann der Witwen! „Fließt ihr Augen, fließt von Tränen und beweinet meine Schuld." Mein Erlöser ging für meine Sünden nach Jerusalem hinauf, um wie ein Lamm zu sterben. Es kamen zu ihm alle Zöllner und Sünder, daß sie ihn hörten. Als er nachhause kam, rief er zusammen alle seine Freunde und Nachbarn und sagte: „Freut euch mit mir, ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war." Ich bin dein Schaf, und darum mußt du mich suchen, aber ich komme nicht wieder in diese Schule, wo gesagt wird, ich sei Judas Ischariot. Ich muß an die Geschichte denken, wo Jesus sagte: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn das Himmelreich ist ihr." Es geschah an einem andern Orte, als er aufgehört hatte zu beten, sagte einer seiner Jünger zu ihm: Herr lehre uns beten, wie Johannes seine Jünger lehrte. Ich will auch (an Jesum) glauben. Ich hatte auch gewünscht, ordnungsgemäß aus der Schule auszutreten, so daß für mich gebetet wird, ich wollte nicht zum Fenster hinausspringen, aber es ist mir so schwer, daß ich ein Mensch bin, der Judas Ischariot genannt wird. Ich bitte, daß mich Gott nicht wegwerfen möge. Ich weiß nicht, warum mich Gott (hier auf der Erde) zurückgelassen hat, daß er mich nicht mit meiner Mutter hat sterben lassen. O wie schwer ist es, ein Waisenkind zu sein!

Mit großem Schmerz bin ich Tobi Mpisi.

Weihnachten im Felde.

Brief vom westlichen Kriegsschauplatz von Br. Martin Schneider, Lehrer an der Knaben-Erziehungsanstalt in Kleinwelka b. Bautzen.

Druck behördlich genehmigt.

Am 19. Dezember 1914 um 2 Uhr hatte unsere Kompagnie ihre Weihnachtsfeier in der Kirche, die ungefähr 5—600 Mann faßt. Diese kleine Kirche ist sonst sehr kahl; heut war sie kaum wiederzuerkennen. Ein Unteroffizier hatte sie ganz allerliebst mit Fichtenbäumen und Wachholder ausgeschmückt. Ein Feldwebel versicherte mir, kaum je solchen Kirchenschmuck gesehen zu haben. Wir hatten schon überlegt, wie die dunkle Kirche erleuchtet sein würde, da wir

vor die von den Kämpfen her zerschossenen Fenster des entsetzlichen Zuges wegen Bretter hatten nageln müssen. Wie erstaunten wir beim Eintritt, als uns beim Altar und von der Empore zwei mächtige brennende Christbäume entgegenstrahlten, wirklich wunderschön stimmungsvoll! Von der Decke hing ein großes Kreuz herab, umwunden mit Fichtengrün, das in der Mitte ein W und die Jahreszahl 1914 trug. Von der Empore begleiteten heut die 102er (Zittauer) unsere Gesänge. Während wir uns auf die Bänke ordneten, wanderte unser Oberst in der Kirche herum. Er hatte noch einmal nach den Liebesgaben gesehen, die ein jeder vor sich auf dem Gesangbuchhalter fand.

Die Feier begann mit dem Gesang: „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten." Darauf verlas Divisions-Pfarrer Barchewitz, ebenfalls ein Bautzener, die Weihnachtsgeschichte. Wir sangen „Stille Nacht, heilige Nacht". Ein eigner Anblick, diese bärtigen Krieger so hingenommen von diesem sinnigen Weihnachtsliede. Wenig Augen blieben trocken. Eigenartig auch die süße Weihnachtsbotschaft im schrecklichen Kriege. Beständig hörte man die Kanonen donnern und Kugeln pfeifen, und doch war der Text der Rede: „Also hat Gott die Welt geliebt." Ist denn Gott wirklich die Liebe? — So fragte der Geistliche. — Wenn man hier den grausigen Krieg vor sich sieht? Ja, Gott ist wirklich die Liebe, denn er gibt sich uns selbst dar. Und das müssen wir auch hinausnehmen in die Schützengräben. Es heißt, so schloß der Pfarrer, heut nicht nur wie beim Auszug und beim Abschied: Gott mit uns, sondern auch Gott für uns auf Grund der süßen Weihnachtsbotschaft: „Friede auf Erden." Der ist ja nun leider noch nicht gekommen; aber den Frieden im Herzen müssen wir mit hinaufnehmen in die Schrecknisse des Kriegs. — Wir sangen: „O du fröhliche, o du selige." Dann der Segen! Eine wirklich erhebende Feier. Unsere Christnacht, fern von der Heimat, mitten in Feindesland.

Nun sprach der Oberst. Er äußerte zum Schluß: Die Versicherung könne er uns geben, daß wir nächstes Jahr das schöne Weihnachtsfest in der Heimat feiern dürften.

Wir verließen die Kirche mit unseren Päckeln unter dem Arm. Draußen schaute man nach, was drin war. Ich hatte ein Paar Strümpfe, einen Halsschal, eine Kerze, fünf Teebomben, Bleistifte und Postkarten bekommen. Zwischen den Sachen lag eine adressierte Postkarte an die freundliche Geberin, eine Dame in Bautzen. Briefpapier, Schokolade, Zigarren fanden sich dann bei anderen Kameraden. (So konnte man tauschen. Meine Strümpfe gab ich gleich an einen sehr bedürftigen Kameraden weiter). Außerdem bekam jeder noch ein Päckchen Pfefferkuchen. Die Arbeit aber, alle Soldaten so zu bedenken, es ist wirklich bewundernswert!

Noch eine Ueberraschung: Die Feldküche hatte Kaffee für uns bereit und für jeden ein großes Stück Striezt. Nun ging es ins Quartier in die Scheune. Dort hatten wir einen Christbaum, auf den wir hängten, was wir hatten: Patronen, Strümpfe, Pfefferkuchen usw.

Zum brennenden Baum sangen wir noch viele Weihnachtslieder, während unsere Gedanken in die Heimat wanderten. Diese Weihnachtsfeier wird uns allen fürs Leben unvergessen sein.

Am 20. Dezember ging es hinauf in die Schützengräben. Am 24. Dezember abends 1/2 7 Uhr erscholl auf höheren Befehl nach einer Salve aus sämtlichen Schützengräben: „Stille Nacht, heilige Nacht". Es klang wirklich wundervoll, wie sich die Töne von Linie zu Linie fortsetzten, in die klare Winternacht hinaus, eine herrliche Weihnachtsnacht. Unsere Gegner hörten zum Teil zu, zum Teil schossen sie auf uns. Doch wir kümmerten uns nicht um ihre Kugeln. Es hat an dem Abend auch niemanden getroffen. — Dann ward alles wieder still. Man stand auf Wache in Feindesland. Die Sterne funkelten über uns. Die Gedanken waren — in Herrnhut.

Schule in Uuvu im Kafferlande.

Von der Arbeit der Mädchen und Frauen am Nyassa

erzählt ein etwa 16jähriges Mädchen aus Mbozi, den 29. März 1914.

Liebe Freunde in der Schule!

Bei uns ist es Sitte, daß wir Frauen die Felder mit bestellen. Unsere Arbeit ist, daß wir das Holz zusammentragen und dann verbrennen. (Hier werden die Felder immer gewechselt. Ein Stück Wald wird gefällt und das Holz verbrannt. Die Asche ist der Dünger.) Dann pflanzen wir auf die Asche Kürbisse, Gurken, Mais und Bohnen. (Alles einheimische Gewächse.) Dann wird das ganze Feld mit der Hacke behackt. Wenn das getan ist, so säen wir dann Hirse.

Wenn er gewachsen ist, dann jäten wir. Auch das Ernten, Dreschen und Mahlen ist Arbeit der Frauen.

Wenn wir dreschen, da spielen wir oft und verstecken uns in der Spreu. Auch haben wir ein anderes Spiel. Da graben wir ein Loch in die Erde und alle müssen ihre Hände in das Loch tun. Eine von uns schüttet es zu und stampft die Erde dann mit einem Stück Holz fest. Wessen Hand von dem Holz getroffen wird, der ist ein Dieb.

Als mein Vater gestorben war, kam ich zu meiner Großmutter. Eines Tages sagte sie zu mir: „Mahle hier das Getreide!“ Aber ich tat es nicht. Da sagte sie: „Nun bekommst du nichts zu essen.“ Als sie gekocht hatte, versuchte ich mit zu essen. Meine Großmutter aber nahm einen Strick und band mich fest. Dann schlug sie mich und sagte: „Weshalb tust du nicht, was ich dir sage!“ Am nächsten Tage sagte sie: „Komm wir wollen aufs Feld gehen!“ Da bin ich gleich mitgegangen, denn ich dachte: Wenn ich nicht mitgehe, da wird meine Großmutter mich wieder schlagen. Da haben wir unser Feld bearbeitet.

Ich bin fertig, ich Malita (Martha).

Das Klassensingen in Tabase im Kaffernlande

führt uns das große Bild vor Augen, das nach einer von Bruder Moths aufgenommenen schönen Photographie hergestellt worden ist. Er läßt uns einen anschaulichen Blick tun in die Schule unserer dortigen Mission. Hier in Tabase dient das alte Kirchgebäude als Schule, seitdem ein neues Gotteshaus errichtet worden ist. Eine kaffrische Lehrerin erteilt den Unterricht. Sie ist, wie viele ihrer Kolleginnen, staatlich geprüft. Wie wohl in den englischen Schulen des Kaffernlandes meist, wird der Gesangsunterricht erteilt nach dem sogenannten Solfasystem. Solfa heißt auf italienisch Tonleiter. Bei diesem System wurden die Töne der Tonleiter mit den Bezeichnungen ut re mi fa sol la gesungen, wie wir sie nach den Buchstaben c d e f g a singen, zu denen noch h und als Abschluß c hinzugekommen ist.

Für die jugendlichen Missionsfreunde,

insbesondere für die Mitglieder des Jugendmissionsbundes der Brüdergemeine.

Erinnerung an Br. Kurt Becker.

„Mit Gott ins Feld“ ist der Titel einer Schrift (von 48 Seiten, Preis 30 Pfennige), die in unserer Missionsbuchhandlung in Herrnhut erschienen ist und deren Ertrag dem Jugendmissionsbund der Brüdergemeine zugute kommen soll. Zwei Bilder schmücken das Buch: das des Bruders **Kurt Becker** in des Königs Rock (als Unteroffizier des Bautzener 103. Regiments) und das der großen Schar von Jünglingen, die im Mai vorigen Jahres zum 3. Jugendtag in der Brüdergemeine Niesky unter den hohen, schattigen Linden des Turnplatzes versammelt war. Unter ihnen befand sich auch Br. Kurt Becker. Unvergeßlich wird den Anwesenden der Augenblick bleiben, da er die Rednerbühne betrat und zum Beitritt zu einem soeben gegründeten Jugendmissionsbund aufforderte — der Diener des irdischen Königs zum Dienst für den himmlischen Herrn. Niemand ahnte, daß er ein Vierteljahr später mit vielen Tausenden in den Krieg würde ziehen müssen und — auf dem Felde der Ehre einen frühen Tod finden würde. Bereits am 8. September fiel er bei einem Sturmangriff in Frankreich.

Ein kurzes Leben. Und doch, welchen reichen Inhalt hat es gehabt. Kauft euch das Schriftchen. Ihr werdet es nicht bereuen. Es bringt Kriegsbriefe. Freilich noch keine Schilderungen von donnernden Schlachten. Aber von all den Vorbereitungen und doch auch schon von gefahrvollen Patrouillengängen und anderen Aufträgen im Kriege. Und es bringt eine schöne, ja ergreifende Beschreibung des Lebens des Entschlafenen. Ihr werdet ihn kennen lernen als einen im Glauben gewurzelten jungen Mann, einen angehenden Prediger, wie er sein soll, der fest an seinem Gott hängt, seinen Heiland innig lieb hat und nichts sehnlicher wünscht, als für den Herrn und die Brüdergemeine, sowie für deren Mission zu arbeiten. Ja er arbeitete schon immer an anderen und für andere. Denn er kannte keinen größeren Lebenszweck als Große und Kleine, ja grade die Jugend, für Christum zu gewinnen. Und dabei ist er ein frischer, fröhlicher Jüngling, kein Feind etwa des Lachens, des Turnens und Spielens. Im Gegenteil. — Was für eine Freude würde es ihm bereiten, wenn er noch übers Grab hinaus für den Herrn etwas wirken könnte! Das kann durch diese Schrift geschehen, wenn recht viele sie lesen.

Rätsel.

Such dir das Gegenteil von her
Und dann den vierten Fall von der
Und reime schnell ein Wort auf Lurch,
So bringst du bald zur Lösung durch.

Quittung.

Für die Mission im Allgemeinen durch Br. G. Buck, Neudresden: Sammelbüchsen der Sonntagsschulkinder in Neudresden Mk. 34.30, Spiegel 21.—, Streitwalde 18.84, Sammelbüchsen von: O. Büttelmann 2.12, M. Schmitt 3.50, Fr. Zehbe 3.35, zusammen Mk. 83.11 für unser Heidenmissionswerk erhalten zu haben, bescheinigt mit herzlichem Dank

Expedition der Missionsverwaltung Herrnhut.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 4. April 1915. 16. Jahrgang.

Ein Mädchen in Alaska, von Hunden gebissen, durch Br. Steckers ärztliche Hilfeleistung gerettet.

In einem Briefe vom 30. November, der in Herrnhut am 8. März eintraf, erzählt Br. Stecker eine rührende Geschichte, die aber Gott sei Dank ein gutes Ende nahm. Daß Br. Stecker in dem rauhen, kalten, schneereichen Alaska wohnt, wissen die eifrigen Leser unserer Missionsblätter. Seine Station heißt Quinhagak, ein Ort, der an der weiten buchtartigen Mündung des großen Kuskokwimstromes liegt.

Wie in vielen dieser nordischen Länder gibt es auch in Alaska und auch in Quinhagak Hunde, Zughunde, mit denen die Eskimo und auch unsere Missionare im Winter die langen Schlittenreisen machen. Trotzdem diese Hunde immer um die Menschen her sind, auch von diesen ihre Nahrung bekommen und gut gepflegt werden, bleiben sie eine wilde Gesellschaft und verlieren ihre ursprüngliche wolfsähnliche Eigenart nicht. Daher kommt es, daß sie — wenn auch selten — sogar Menschen, wenigstens kleine Kinder, anfallen.

Von einem solchen rührenden Falle erzählt uns Br. Stecker. Es ist übrigens der erste, von dem wir aus Alaska hören, während uns aus Labrador öfter einmal ähnliche Nachrichten zukommen.

Es war am 17. November 1914. Da hörte Br. Stecker plötzlich ein entsetzliches Schreien und Hilferufen. Er hatte eben im Hause einen Hammer geholt und wollte nun wieder ins Freie hinaustreten. Da sah er ein kleines Mädchen, das auf dem Weg zur Schule hingefallen war und dabei von einigen Schlittenhunden gepackt und gebissen wurde. So schnell er nur konnte, lief Br. Stecker auf die vierbeinige Herde zu und schlug die Hunde, die er erreichen konnte, mit dem Hammer auf den Rücken, so daß bald das ganze Rudel das Weite suchte. Aber das arme Mädchen hatte seine Bisse und seine Wunden! Ja es war von den Zähnen der wütenden Tiere fürchterlich zugerichtet worden.

Was nun machen? Ein Arzt wohnt in Quinhagak nicht. Der einzige Helfer in aller Not ist — abgesehen natürlich vom lieben Gott — der Missionar. Br. Stecker hat zwar, wie fast alle unsere Missionare, eine recht schöne Kenntnis von ärztlichen Dingen, auch eine reiche Erfahrung in Behandlung von Kranken und in Verabreichung von Heilmitteln, aber studiert hat er doch die Arzneikunde nicht. Vollends nicht die Chirurgie, die Behandlung von Wunden. Und diese ist besonders schwierig, zumal wenn sichs daneben noch um Verletzungen von Knochen handelt. Aber was blieb übrig? Handeln mußte Br. Stecker. Das erste war, daß er ein inständiges Gebet zum lieben Gott hinaufschickte und ihn um seinen Beistand anflehte für alles, was Menschenhände jetzt unternehmen würden. Und dann nahm Br. Stecker das über und über mit Blut bedeckte Kind in sein Haus und besah sich nun die Wunden. O wie entsetzlich sahen sie aus! An beiden Beinen, am rechten Arm, am Kopf und rings um den Unterleib fanden sich Wunden. Und

da die Zähne der Tiere groß und kräftig sind, so waren die Wunden lang und breit. Die schlimmsten waren die am Kopf, ihrer zählte man nicht weniger als fünf. Die größte maß mehr als vier Zoll in der Länge und war einen Zoll breit. Nehmt einmal einen Zollstock oder, was einfacher ist, haltet Euer letztes Daumenglied — denn das ist das Grundmaß für einen Zoll — an Euren Kopf und seht danach, wie groß eine vier Zoll lange Wunde ist. Ihr werdet erschrecken. Verstehen aber werdet Ihr, daß Br. Stecker schreiben kann: Das Loch ging bis auf die Schädeldecke hinunter und das ganze Stück Kopf schien herausgerissen zu sein. Auch die anderen Wunden waren groß.

Br. Stecker tat, was er konnte; und seine zwei Töchter, die bei ihm wohnen, da seine Frau nicht mehr lebt, werden ihm hilfreich zur Hand gegangen sein. Sie werden die Wunden gereinigt, ausgewaschen,

Eskimokinder in Alaska.

genäht und sauber verbunden haben und dann werden sie von Zeit zu Zeit den Verband erneuert haben. Das Beste aber mußte der Arzt im Himmel tun.

Und wie hat er wieder einmal geholfen! Als Br. Stecker den Brief nach Herrnhut schrieb, in dem er das alles erzählt, waren 14 Tage seit dem traurigen Ereignis vergangen. Und damals schon waren sämtliche Wunden, die kleinen wie auch die großen, wunderschön geheilt, wenn auch wohl die Haut noch nicht ihre alte völlige Festigkeit und Stärke wiedererlangt hatte. Was aber das wichtigste und dankenswerteste war: es waren keinerlei Fiebererscheinungen eingetreten, ja auch keine Blutvergiftung, die sonst bei Hundebissen sich nur zu leicht einstellt. Das Kind hatte keine Schmerzen mehr, saß vielmehr schon auf und spielte ganz fröhlich. Was wird das für eine Freude für Br. Stecker und die Seinen gewesen sein! Und wie wird auch das Mädchen dem lieben Gott gedankt haben!

Ja, wenn die Mission nicht in Alaska Einzug gehalten hätte, dann wäre auch dies Kind unweigerlich verloren gewesen, elendiglich hätte es an seinen Wunden verbluten und dahinsiechen müssen. So treffen wir überall auf die Segensspuren der christlichen Mission und ihrer ärztlichen Arbeit.

Können Kinder auch etwas für die Mission tun?

Von Prediger Br. Hansen in Hamburg.

Liebe Kinder! Im Laufe der Zeit habe ich in den verschiedenen Ländern, auf Missionsfesten und in Gesprächen mit den Einzelnen so manches davon gehört, wie Kinder für die Mission tätig sein können, daß ich einiges davon im folgenden wiedergeben möchte.

I. Wie Kinder ihren Bruder retteten.

Vor nicht gar langer Zeit predigte ein Unitätsdirektor aus Herrnhut in einer der hiesigen Kirchen. Bei dieser Gelegenheit erzählte er etwa folgendes: An einem Strome spielten vier Geschwister. Eins von ihnen, ein Knabe, kam unvorsichtigerweise zu nahe an den Strom, fiel hinein und wäre ohne Zweifel ertrunken, wenn ihn nicht sein älterer Bruder noch erfaßt und aus dem Wasser herausgezogen hätte. Der andere Bruder half ihn nachhause tragen und das kleine Schwesterchen begleitete den geretteten Bruder mit dankbarem Herzen. Als der Vater nun nachher von seinen Kindern hörte, was vorgefallen war, ließ er sie zu sich kommen. Sie sollten ihm erzählen, wie sich alles zugetragen hatte und vor allem erzählen, wie sie bei der Rettung des Bruders behilflich gewesen waren, der Vater wollte seinen Kindern für diese mutige Tat der Hilfeleistung bei der Errettung des Bruders ein kleines Geschenk als Zeichen seiner Freude geben. Zuerst fragte er seinen Erstgeborenen: „Was hast du getan, als dein Bruder dem Ertrinken nahe war?“ „Ich sprang ihm nach, ergriff ihn und zog ihn heraus.“ Dabei leuchteten seine Augen voll Freude über die Rettung des jüngeren Bruders. „Du hast wohlgetan“, sagte der Vater, „hier ist deine Belohnung“. Dann fragte er den zweiten Sohn: „Und was hast du dabei getan?“ „Ich half meinen Bruder nachhause tragen.“ „Das war recht, ich freue mich auch über deine Tat, hier hast du eine Belohnung dafür.“ Dann fragte der Vater sein kleines Töchterchen. „Nun, was hast du getan, als du dein Brüderchen sinken sahest?“ „Ich habe um Hilfe geschrieen, lieber Papa.“ „Gut, mein liebes Kind, du hast getan, was du tun konntest, ich freue mich über deine Hilfe und hier hast du eine Belohnung.“

Ihr lieben jungen Freunde, die kleine Begebenheit kann auch uns etwas sagen. Wie der Herr diese

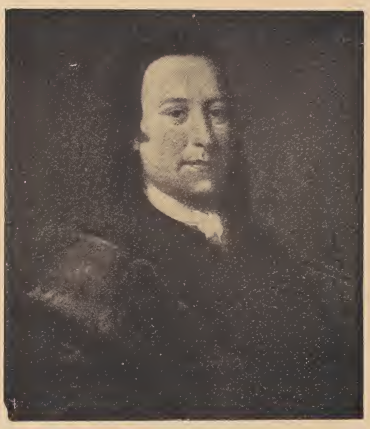
Kinder als Werkzeuge gebrauchte bei der Errettung des Bruders, der in Gefahr war zu ertrinken, so will er auch uns, wenn wir ihn kennen und lieben, gebrauchen, um die Seelen zu retten, die ihn nicht kennen und nichts von ihm wissen. Er will gerne Menschen haben, die willig sind, zu den Heiden zu gehen, um den vielen Millionen, die es noch gibt, zu sagen, daß der Heiland auch für sie sein Blut vergossen hat, damit sie glücklich und selig werden. Ich weiß, der Heiland würde sich freuen, wenn du Freudigkeit hättest, ihm zu sagen: Ich möchte auch gerne ein Missionar werden, möchte gerne helfen, den Heiden zu sagen, wie sie glücklich werden können. Aber, wenn man nicht zu den Heiden gehen kann, so können wir doch, wie das kleine Mädchen, zu Gott schreien, daß er die Arbeit der Missionare draußen in der Heidenwelt segnet, wir können vor allem dabei behilflich sein, daß noch mehr Männer und Frauen zu den fernen Heiden gesandt werden. Wie das nun geschehen kann, davon möchte ich einige Beispiele erzählen.

II. Wie Kinder für die Mission Blumen sammelten und Frauen Missionsnähvereine einrichteten.

Vor langer Zeit besuchte ich in London, wo es viele liebe Missionsfreunde gibt, die den Heiland recht lieb haben. Diese Freunde führten mich in ein großes Haus, wo eine Missionsversammlung stattfand. Unter den vielen Rednern war auch ein älterer Herr aus Schottland, der ein kleines Erlebnis erzählte, das ich nicht mehr vergessen kann. Er war Prediger in Schottland und hatte in einer Predigt den Hörern die Not der Heiden recht eindringlich ans Herz gelegt und daran erinnert, daß alle, die den Heiland kennen, die Verpflichtung haben, dafür zu sorgen, daß auch den Heiden die frohe Botschaft von einem Sünderheiland verkündigt werde.

Zwei kleine Mädchen waren auch in der Versammlung. Sie fühlten den Wunsch im Herzen, auch etwas für die Mission zu tun. Aber sie waren sehr arm. Sie gingen betrübt nachhause, weil sie nicht wußten, was sie für die Heiden tun könnten. Sie kamen nachhause und erzählten dort, was sie auf dem Missionsfest gehört hatten. — Ein Knabe hörte das, und bald fragte er sie: „Warum könnt ihr nichts tun? Wenn ihr wirklich gerne etwas für die Heiden tun wollt, so werdet ihr auch einen Weg finden." Da fragten sie: „Kannst du uns einen guten Rat geben, dann sage ihn uns, denn wir möchten so gerne etwas tun."

Es war damals gerade Frühling. Die Veilchen und Schneeglöckchen blühten überall, darum sagte er: „Ich würde die schönen Blumen sammeln, in Sträuße binden und den Vorübergehenden zum Kaufen anbieten." „Das ist ein guter Rat", riefen sie aus, „das wollen wir aber sofort tun". Sie pflückten sehr eifrig eine ganze Menge Blumen, und die wurden sorgfältig in Sträußchen gebunden und an Vorübergehende zum Kaufen angeboten. Aber weil sie nicht wußten, ob jemand Geld für Blumen ausgeben wollte, so beschlossen sie, nur eine Stecknadel für jedes Sträußchen zu verlangen. In ganz kurzer Zeit hatten sie all ihre Blumen verkauft. Die Stecknadeln aber packten sie nun ganz sorgfältig zusammen, gingen damit zu einem Kaufmann und baten ihn, er möchte ihnen doch für die Stecknadeln etwas Geld geben. Der Kaufmann war über diese Zumutung sehr verwundert, erkundigte sich, wie sie zu den Nadeln gekommen waren und was sie mit dem Gelde machen wollten. Die Kinder erzählten in ihrer Freude und Herzenseinfalt, was sie auf dem Missionsfest erlebt hatten, wie sie die Nadeln für verkaufte Blumen erhielten und betonten dann besonders stark, das Geld sei für die „Mission" bestimmt, damit die Heiden erfahren könnten, wie Jesus die Sünder liebt. Als der Kaufmann das hörte, konnte er seine Tränen



Graf Zinzendorf.

nicht mehr zurückhalten, denn er hatte bis dahin sehr wenig an die Heiden gedacht, nahm ihnen die Nadeln ab und gab ihnen dafür ein großes Geldstück. — O, wie die Kinder sich freuten!

Aber sie gingen noch nicht weg. Deshalb fragte der Kaufmann: „Nun Kinder, habt ihr noch etwas auf dem Herzen?" Sie sahen ihn etwas verlegen an; endlich sagten sie: „Ja, wir möchten gerne fragen, ob wir noch mehr Nadeln bringen dürfen." „Jawohl, so viel ihr nur sammeln könnt", sagte er freundlich. Das war eine Freude! Sie kamen nachhause, und nun ging es erst recht ans Pflücken, Sammeln und Verkaufen. Andere Kinder kamen hinzu, um zu helfen. Nach einem Monat konnten sie ihrem Prediger eine schöne Summe Geldes übergeben mit der Bitte, dafür zu sorgen, daß die armen Heiden nun bald erfahren möchten, daß Jesus sie sehr lieb hat.

Als die großen Leute im Orte davon hörten, wie diese Kinder so eifrig für die Mission sammelten, schämten sie sich und fingen nun auch an zu fragen: was können wir für die Mission tun? Eine ältere Frau, die überall Gutes tat und immer Rat wußte, sagte: Es ist nicht genug, daß wir Geld bringen, sondern wir müssen arbeiten. Wir wollen nicht Blumen pflücken, sondern nähen und stricken und was wir so erarbeiten, das wollen wir entweder verkaufen, um Geld dafür einzulösen, oder wir senden es den lieben Missionaren, damit sie es nach Gutdünken für die Heiden verwenden können. Der Vorschlag fand überall großen Beifall. — Seit jenem Tage gibt es überall Vereine, die für die Mission arbeiten. — „Damals war das bei uns etwas neues", so erzählte der liebe Prediger in London. „Aber mit einem Male war unser Ort ein Missionsort geworden. Jung und Alt wetteiferten miteinander, für die Heidenmission zu arbeiten und zu sammeln. Aber das Wichtigste dabei war, sie fingen auch an, von Herzen für die Mission zu beten." Weiter kam der liebe Prediger in seiner Ansprache nicht, die Zeit war um, andere sollten auch reden. Aber seine Erzählung habe ich noch nicht vergessen, sondern möchte seine Worte gar gern anderen ins Herz hineinrufen.

(Schluß folgt.)

Der Graf von Zinzendorf

war es bekanntlich, der im Jahre 1722 den Auswanderern aus Böhmen und Mähren auf seinem Gute Berthelsdorf in der sächsischen Oberlausitz eine Zuflucht gewährte. Dort konnten sie sich anbauen und nun in Ruhe ihres Glaubens leben. Unter ihren Händen entstand die Kolonie Herrnhut, heut ein sauberes Städtchen von 1300 Einwohnern, am Hang des Hutbergs gelegen und inmitten eines schönen Kranzes volkreicher schmucker Dörfer.

Was hatte der Graf Zinzendorf schon alles erlebt, als der damals erst 22jährige junge Ehemann, der kürzlich erst der Gräfin Erdmuth Dorothea Reuß j. L. die Hand zum Ehebunde gereicht hatte! Ein frommer Knabe und Jüngling war er gewesen. Sein Vater starb früh, seine Mutter heiratete wieder und zog nach Berlin. So wurde der junge Graf bei seiner Großmutter in Großhennersdorf bei Herrnhut erzogen. Das war eine sehr ernste fromme Frau. In ihrem Schlosse war es, wo der Knabe — man zeigt heut noch das Erkerfenster — einen Brief an den Heiland geschrieben haben soll, um ihm so recht unmittelbar sein Herz auszuschütten.

Dann wurde Graf Zinzendorf in Aug. Hermann Franckes Pädagogium in Halle erzogen, um von da aus die Rechtsgelehrsamkeit und Staatswissenschaften zu studieren. Dann ging er auf Reisen. Da war es, wo ihm in Düsseldorf ein Gemälde so besonders tiefen Eindruck machte, nämlich der leidende Heiland. Die Worte, die der Maler Jesu in den Mund gelegt und unter sein Bild gesetzt hatte: „Das tat ich für dich, was tust du für mich?" hat Zinzendorf Zeit seines Lebens nicht vergessen. Ja diese Frage ist ihm immer nachgegangen. Sie hat ihn zu großen Taten für den Heiland, den gekreuzigten und auferstandenen Erlöser getrieben, vor allem zu dem Heidenmissionswerk, das er und seine Mähren in den Jahren 1732 und 1733 von Herrnhut aus begannen, als zwei einfache Brüder nach Westindien zu Negersklaven und zwei andere Missionare zu den Grönländern auszogen, um sie für Jesum zu gewinnen, damit auch sie glückliche Menschen würden.

Uns allen ruft Jesus in der Passionszeit zu: „Das tat ich für dich, was tust du für mich?"

Was nun ist deine Antwort?

Sprichwörter der Tschi-Neger

auf der englischen Goldküste über Lüge und Betrug.

Von Missionar Lädrach, Bern.

Wer allein marschiert, behauptet 30000 Mann gesehen zu haben. — Aus der Natte macht der Lügner einen Elephanten. — Nicht der Suppenlöffel lügt, sondern der, der ihn hält. — Wenn es beim Betrügen allein auf die Gewalt ankäme, so wäre der Elephant wohl Meister. — Einen Geringen betrügen heißt in dessen Galle beißen. — Zu einem Lügner sagt man: Mist ist dir häßlich und doch steckst du deine Finger hinein. — Wer mit Lügen seine Sache vertritt, wird dabei müde. — Pflanzt man Korn und Lügen, so zeigt sich auf dem Acker die Lüge vor dem Korn. — Noch niemand hat sich mit Lügen sein Bett zugerichtet, ohne es nachher nicht zu bereuen. — Das Haus des Lügners soll man nicht anzünden, sondern einreißen. — Aus dem Lügner wird leicht ein Wucherer. — Um der Betrügerei willen hat der Wurm keine Augen erhalten.

Rätsel.

Mein Wort hat oft dir wund geschunden
Die Füße, wenn's nicht eben war,
Und wieder freundlich deine Wunden
Gelindert mild und wunderbar.

Streich' ab die beiden ersten Zeichen,
So wird's ein Wort, dem Pflicht gebeut,
Mit allen Kräften auszuweichen,
Und das der Gute flieht und scheut.

Streich' noch ein Zeichen, und entgegen
Dir eine bunte Blume lacht,
Sie strahlt, ein Stern an deinen Wegen,
In mannigfalt'ger Farbenpracht.

Reichsbote. Renata Greverus.

Quittung.

Durch Br. Buck, Neudresden für Mission aus der Sammelbüchse der Sonntagsschüler Karl Weber 3.— Mk., Otto Jarke 3.25 Mk.

Expedition der Missionsverwaltung Herrnhut.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Ch. Hechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 5. Mai 1915. 16. Jahrgang.

Erziehungsinstitute der Brüdergemeine in Suriname.

Von Br. H. Weiß.

Kurz erzählen will ich von drei Instituten der Brüdermission in Suriname. Zwei von ihnen sind in der Hauptstadt Paramaribo eingerichtet, während das dritte in der Nähe dieser Stadt, in Saron, sich befindet. Es sind das Lehrlingsheim, „Kleinwelka“ und das Kinderheim in Saron. Alle drei Institute sind vor noch nicht langer Zeit gegründet und suchen den Bedürfnissen der Neuzeit Rechnung zu tragen.

Sie dienen sehr verschiedenen Teilen der Bevölkerung, haben aber alle die gesellschaftliche Hebung des gesamten Surinamer Volkes im Auge.

Dies gilt in ganz besonderer Weise von dem Lehrlingsheim, welches durch unser Missionsgeschäft errichtet wurde. In Suriname, und vor allem in Paramaribo, begegnet man vielen jungen Leuten, die von allem etwas, aber nichts gründlich kennen. Ein Schuhmacher, der ein Jahr auf seinem Schusterschemel gesessen hat und aus dem oder jenem Grund seinen Beruf aufgibt, meldet sich morgen als Bäckergeselle, um dann nach einiger Zeit in irgend einem Geschäft als Verkäufer sein Glück zu versuchen. Das Bedürfnis einer guten Lehrlings-Ausbildung liegt auf der Hand. Die obengenannte Missionsfirma hat, geldlich gestützt durch die Kolonialregierung, ein Lehrlingsheim errichtet, wo etwa zwanzig Negerknaben in verschiedenen Berufen ausgebildet werden.

Ich habe mich während meines Aufenthaltes in Paramaribo davon überzeugen können, daß es den Bemühungen unserer Brüder geglückt ist, ein Internat zu schaffen, ein Heim, in dem die Schüler zusammen wohnen und welches den Anforderungen unserer Zeit entspricht. Ein Hauseltern-Paar, welches mit im Lehrlingsheim wohnt, hat die nicht ganz leichte Aufgabe, für Zucht und Ordnung zu sorgen, und, wie dies überall der Fall ist, wo die Brüdergemeine mit ihrer Arbeit einsetzt, gerade auf die einzelnen, ihnen anvertrauten Zöglinge, einzuwirken. Die Lehrlinge erhalten einfache, gesunde Kost. Kleider und Wäsche werden geliefert. Alle Hausarbeiten werden durch die Lehrlinge verrichtet. Bediente gibt es im Lehrlingsheim nicht.

Die praktische Ausbildung für ihren Beruf erhalten die Lehrlinge in den verschiedenen Geschäften und Gewerben der Missionsfirma. Wir finden unter ihnen Kaufleute, Tischler, Klempner, Bäcker und Zimmerleute. Daneben aber wird auch der theoretische Unterricht nicht vernachlässigt, der auch innerhalb der eigentlichen Arbeitszeit erteilt wird. Auch der Abend ist für den Unterricht bestimmt, sofern derselbe nicht am Tage stattfinden kann.

Rechnen, Schreiben, Sprachlehre, Geographie, Englisch, Gesang, Zeichnen, Religionsunterricht, Turnen, das sind die Unterrichtsfächer, welche in

diesem Internat erteilt werden. Dazu kommen Buchhaltung und Stenographie (Kurzschrift).

Das Lehrlingsheim ist noch jung, aber hat sich bis jetzt als praktisch bewährt. Die Zeit wird auch für Suriname kommen, wo man nur Leute, welche eine abgeschlossene Lehrlingszeit hinter sich haben, in den Geschäften und Gewerben zuläßt. Die Hebung des Handwerker- und Kaufmannstandes wird die Folge sein.

Der jetzige Gouverneur von Suriname, Exzellenz Baron van Asbeck, hat ein weitgehendes Verständnis für die sozialen Nöte des Volkes. Er hat dem Lehrlingsheim von Anfang an ein warmes Interesse entgegengebracht.

„Kleinwelka", so heißt das Internat schräg gegenüber dem Lehrlingsheim, auf der anderen Seite der Dominestraße gelegen. Es ist dies eine Erziehungsanstalt für Kinder unserer eingeborenen Missionare. Mit der Berufung eingeborener Missionare auf Stationen, die weit ab von Paramaribo liegen oder gar innerhalb des Buschlandsgebietes, hat unsere Missionsbehörde in Suriname auch die Verpflichtung übernommen, sich der Kinder dieser dort arbeitenden schwarzen Missionare anzunehmen. Denn diese können aus allerlei Gründen nicht bei den Eltern auf den Buschlandsstationen wohnen. Einmal, weil die Gelegenheit für den Schulbesuch für diese Kinder im Buschland sehr gering oder garnicht vorhanden ist, zum anderen, weil die Kinder dort viel Schlechtes sehen und hören würden, denn dort wären sie in ganz heidnischer Umgebung. Daher hat die Frau unseres Superintendenten, Br. Voullaire, in Paramaribo ein kleines Internat errichtet, in welchem die Kinder unserer eingeborenen Missionare erzogen werden und von wo aus sie unsere Schulen in Paramaribo besuchen können. Was „Kleinwelka" im Königreich Sachsen für die Kinder der Brüdermissionare ist, nämlich die Stätte ihrer Ausbildung, wo sich aus allen Teilen der Erde, von Labrador, Suriname, Mittel- und Süd-Afrika, Himalaya und Nikaragua die Kinder unserer Missionare zusammenfinden, um erzogen zu werden, das ist dieses „Kleinwelka" in Paramaribo für unsere schwarzen Missions-Kinder.

Schw. Voullaire versteht es sehr gut, diesen Kindern ein Heim zu bieten und ihnen eine Mutter zu sein. Muß einmal streng aufgetreten werden, dann tritt Br. Voullaire auf den Plan. Ein fröhliches Jugendleben spielt sich hier ab. Auch dieses Internat ist von großem Wert für unsere Arbeit in Suriname. Hier lernen die Kinder Zucht, Ordnung und ein geregeltes Leben. Viel Liebe und Weisheit ist für die Leitung dieser Schar nötig, aber diese liegt ja in den Händen einer Frau, die selbst eine Mutter ist, eine Mutter von Söhnen, die jetzt auf dem europäischen Schlachtfelde vor dem Feinde stehen.

Der Garten des Kinderheims in Suriname, in dem die Knaben arbeiten.

Um aber das Bild zu vervollständigen, darf die Arbeit in Saron nicht unerwähnt bleiben. Das dort eingerichtete Rettungshaus ist ein gemeinsames Werk der kirchlichen und geschäftlichen Abteilungen der Brüdermission in Suriname. Im Jahre 1911 konnte dieses Heim seiner Bestimmung übergeben werden. Eine Diakonisse, Schw. Hanna Kunz aus Herrnhut, die früher im Kinderheim in Zeist tätig war, hat die Leitung dieses Heimes in der Hand. Die Kinder werden hier zu häuslichen Arbeiten angehalten und im Garten beschäftigt und besuchen die Schule in Saron.

Wenn man bedenkt, aus welchen Kreisen diese Kinder kommen und daß viele von ihnen nie ein geregeltes Leben kannten, dann ist es sehr wohl zu verstehen, daß diese Arbeit viel Geduld, viel Liebe und Weisheit erfordert. Fast ausnahmslos hat die Erziehung einen guten Einfluß auf die Kinder, die hier zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft erzogen werden. Sehr gut hat sich auch die Einrichtung, die wohl englischen oder amerikanischen Ursprungs ist, bewährt, daß jedem größeren Kind ein jüngeres zur Pflege und Fürsorge übergeben wird. Die Knaben werden soviel wie möglich für

Können Kinder auch etwas für die Mission tun?

Von Prediger Br. Hansen in Hamburg.

(Schluß.)

III. Was mit der (unter II erzählten) Geschichte bei den Eskimos in Labrador erreicht wurde und wie sie auch auf uns wirken kann.

Damals, als ich diese schöne Versammlung in London besuchte, war ich unterwegs, um als Missionar zu den Eskimos nach Labrador zu gehen. Es ist Euch gewiß allen gut bekannt, daß von London nach

Nähschule der Mädchen im Kinderheim in Saron in Suriname.

den Landbau ausgebildet, während die Mädchen später in Stellungen als Dienstmädchen untergebracht werden. — Wer diese frohe Kinderschar, bei Spiel und Arbeit im Garten und im Hause gesehen hat und weiß, welch freudeloses, liebeleeres Leben ihr Teil früher war, ehe sie nach Saron kamen, dankt von Herzen dem lieben Gott, daß er uns erlaubt, auch diese Liebesarbeit zu tun. Mit diesem Rettungshaus dient die Brüdermission nicht nur der Kirche, sondern dem ganzen Surinamer Volke, und es ist zu verstehen, daß der Gouverneur von Suriname und seine Gemahlin auch diesem Werk ihre Liebe und Teilnahme schenken.

Labrador alle Jahre ein Missionsschiff geht, über das der Herr in seiner Freundlichkeit so wunderbar gewacht hat, daß alle, welche die Geschichte des Schiffes kennen, immer wieder voll Staunen Gott im Himmel für seinen wunderbaren Schutz, den Er dem Schiff und seinen Fahrgästen angedeihen ließ, danken müssen. Mit andern Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen trat ich damals die Reise an.

Doch ich will die Reise nicht näher beschreiben, sondern nur erwähnen, daß wir an einem Sonntagabend im Norden von Schottland zwischen Inseln, wo die Strömung besonders stark war, von einem dichten Nebel überfallen wurden. Nach einigen aufregenden Stunden sagte unser Kapitän: „Wissen Sie, das Missionsschiff kann nicht untergehen". Auf meine Frage: „Warum nicht?" sagte er: „Es begleiten uns

so viele Gebete, und die lassen das Schiff nicht untergehen!"

Wir sind damals auch mit unserm Schiff glücklich nach Labrador gekommen und wurden von den lieben Missionaren, die dort tätig waren, und auch von den Eskimos, sehr herzlich begrüßt.

Die Geschichte, die ich in London vor der Abreise in der großen Exeter Halle gehört hatte, vergaß ich aber nicht. Im Jahre 1894 versuchten wir Missionare am 6. Januar ein Missionsfest mit den Eingeborenen zu veranstalten. Bei dieser Gelegenheit wollte ich gerne die Geschichte, die ich in London gehört hatte, verwirklichen. Um den Eskimos einen kleinen Begriff von der ungeheuren Missionsarbeit in der Heidenwelt zu geben, hatte ich eine Karte gemacht und in verschiedenen Farben Quadrate darauf gemalt. Jedes Viereck sollte eine Million Menschen darstellen. Auf der Karte waren 1560 Quadrate. Die Quadrate, die die Heiden darstellen sollten, waren schwarz gemalt. Als nun von den 1560 Millionen Menschen, die unsere Erde bewohnen (vielleicht sind es noch mehr), ungefähr 1000 Millionen als Heiden und Mohammedaner bezeichnet wurden, waren die Eskimos sehr erstaunt. Sie konnten es kaum begreifen, daß so viele Menschen noch nichts von der Liebe Gottes gehört hatten. Da fingen sie nun auch an, sich zu fragen: „Was können wir Eskimo für die Mission tun?"

Blumen kann man in der winterlichen Jahreszeit in Labrador nicht pflücken, denn dort ist es um die Zeit sehr kalt, so daß man höchstens Eisblumen findet, die man aber doch nicht verkaufen kann. Sie mußten also etwas anderes ausfindig machen.

Ein alter und ein junger Mann kamen mit der Frage: ob sie nicht als Missionare zu den Heiden gehen können? Sie sagten: „Wir haben den Heiland lieb, das fühlen wir und von Jesu Liebe wollen wir den Heiden erzählen."

Aber auch die Eskimo-Frauen und -Mädchen wollten etwas tun. Unsere lieben Missionarsfrauen mußten Vorschläge machen. Sie wurden mit den Eskimofrauen einig, einmal in der Woche an einem Dienstagnachmittag, in einem Eskimohaus zusammenzukommen, um da für die Mission zu arbeiten. Und so geschah es. Die Sachen, die sie da verfertigten, waren meistens Strohkörbe und Strohteller, aus Strandgras geflochten, die oft sehr niedlich aussehen, auch Mützen, Stiefeln, Teppiche usw., die aus Seehundsfellen hergestellt werden.

Und die Kinder wollten auch nicht zurückbleiben, sondern verfertigten zu Hause Sachen, die sie dann ganz vergnügt brachten.

Ja, die Männer, die nicht gut mit der Nadel umgehen konnten, brachten hin und wieder kleine Geldgeschenke, weil auch sie nicht zurückstehen wollten. So haben die Eskimo von Neujahr bis Ostern eine ganze Menge schöne Sachen geliefert. Die haben wir dann nach Ostern aufgestellt, damit die Leute selbst sehen konnten, wie viel oder wie wenig sie fertig gebracht hatten. Die Sachen wurden dann schön zusammengepackt und dem Missionsschiff, als es im Sommer wieder nach Labrador kam, nach England mitgegeben, wo sie durch den Verkauf eine schöne Summe für die Mission gebracht haben.

Als die Sachen ausgestellt waren, sagte ein Eskimo: „Wir Eskimos können nicht viel geben, denn wir sind arm, aber, wenn der Heiland unsere Gabe als ein solches Witwenscherflein ansehen will, von dem uns die Bibel erzählt, dann ist unsere Freude groß."

Ob nicht diese armen Eskimos in Labrador viele in der Heimat beschämen? Ist die Frage einmal in uns rege geworden: „Was können wir für die Heiden tun?", dann werden wir sicherlich immer irgend eine Antwort finden. Nicht wahr?

Wie australische Kinder auf Jesum hinweisen.

Von unserer Missionsniederlassung Mapoon (Mapun) auf dem Festlande Australiens haben wir schon oft erzählt. Da widmet sich Br. Hey neben der Pflege der Erwachsenen ganz besonders der Jugend. Eine große Schar Knaben und Mädchen genießt ihre Erziehung in zwei großen Kinderhäusern. Heut leben schon über 100 christliche Erwachsene und Kinder in Mapoon friedlich zusammen und denken kaum noch daran, daß sie früher wilde Menschenfresser waren. Ja, wie hat das Evangelium schon in den Kinderherzen Wurzeln gefaßt!

War da neulich ein Kind, ein Mädchen, das seine Erziehung in Mapoon genossen hatte und jetzt in einer Stadt im Dienst ist; die wurde von einem betrunkenen, aber gebildeten Manne angesprochen. Was tat sie? Sie hat ihn mit wenigen Worten auf das Leben Jesu hingewiesen und ihm gesagt, daß wir alle leben sollen wie Jesus. Und dann überreichte sie dem Manne ein Neues Testament, das sie bei sich hatte. Und er versprach ihr, er wolle täglich darin lesen.

Dreisilbiges Rätsel.

Im wundervollen Ersten
Die Liebe im Herzen erwacht,
Wenn alle Knospen springen
In linder Frühlingsnacht.

Der Zweiten Stimmen tönen,
Zur Andacht, Glück und Freud',
Sie rufen bei Sturm und Feuer,
Bei Trauer und Herzeleid.

Mit ihrem süßen Dufte,
Der zarten Farbe Pracht,
Hat dir der holde Erste
Das liebliche Ganze gebracht. „Reichsbote".

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Ch. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 6. Juni 1915. 16. Jahrgang.

Wie der liebe Gott Kinderherzen anfaßt.

Br. F. W. Adam, einer unserer kürzlich heimgerufenen Missionare, der fast 30 Jahre lang im tropischen Suriname dem Herrn gedient hatte, erzählt in seinem Lebenslauf, wie ihn der liebe Gott in seiner Jugend angefaßt hat. Einerseits ist ihm das Gebetlein, das ihn seine Mutter gelehrt hatte, am Abend vor dem Einschlafen zu sprechen, von Segen gewesen. Es benahm ihm nämlich die große Furcht vor dem Sterben, die ihn öfters befiel, und in der er meinte, er könne doch während des Schlafes abgerufen werden und dann werde er seiner Sünden wegen nicht selig sterben. Das Verslein hieß:

Eine sel'ge Nacht mir, Herr verleihe,
Mach mich von allen Sünden frei;
Behüt mich vor dem schnellen Tod
Und hilf mir aus der letzten Not.

Dann aber hatte er einen Traum, der ihm eindrücklich blieb. Am Morgen nach demselben weinte er Freuden- und Dankestränen.

Es träumte mir nämlich, schreibt er, daß ich im elterlichen Hause (in Landsberg a. d. Warte) vor einem Tisch stand, auf dem ein Tier von so abscheulichem Aussehen lag, daß ich es nicht zu beschreiben vermag. Das hatte es auf mich abgesehen. Wohin ich mich auch wandte, entfliehen konnte ich vor ihm nicht, und doch quälte es mich unaufhörlich. Da in meiner größten Not erblickte ich an einen Tischende einen Mann, der ein so achtunggebietendes, aber doch freundliches und liebreiches Aussehen hatte, wie ichs noch bei keinem gesehen hatte. Der redete mich freundlich an: „Liebes Kind, du siehst, in welcher Gefahr du schwebst. Deine Kraft, gegen dieses Untier zu kämpfen, ist viel zu schwach; aber ich will dir kämpfen helfen, wenn du dich mir ganz ergibst." Ich war über dieses liebevolle Anerbieten dieses huldvollen Herrn so gerührt, daß ich vor Freuden in Tränen ausbrach. Nun übernahm dieser Herr den Kampf für mich und überwand bald den schrecklichen Feind. Dabei hatte ich die feste Ueberzeugung, daß dieses Tier Satan und die Sünde, der freundliche Herr aber der Heiland sei. Ich erwachte. Das Traumbild war verschwunden, aber es hinterließ einen tiefen Eindruck in meinem Herzen. Noch heute, in meinem 73. Lebensjahr habe ich eine klare Vorstellung davon. Es war mir auch damals schon klar, was mir dieser Traum sagen sollte; nämlich, daß ich den Heiland um Kraft und Beistand wider Sünde und Satan bitten und mich ganz auf ihn und seine Gnade verlassen solle. Ich verstand, was in dem Lied gemeint ist:

Nichts können und nichts wissen,
Nichts wollen und nichts tun,
Als Jesu folgen müssen,
Das heißt in Frieden ruhn.

Nach dem verlebte ich glückliche Tage, denn nun wußte ich, was man am Heiland hat und haben kann. Nun hatte ich auch mehr Freude an den Morgen- und Abendsegen, die mein Vater täglich hielt, in denen er uns Kinder dem Heiland in inbrünstigem Gebet

empfahl. Kamen aber Versuchungen, daß ich den Heiland durch Untreue betrübte, so empfand ich stets Reue und ruhte nicht, bis mir der Heiland wieder seinen Frieden fühlen ließ.

Schutztruppe und Mission in Neu-Guinea.

1. Die deutsche Schutztruppe in Kaiser-Wilhelmsland.

Wieder sehen wir eine solche, fast möchte ich sagen „lustige" schwarze Gesellschaft als Soldaten im Bilde vor uns, wie wir sie schon im Dezember 1914 mustern konnten. Damals waren es ostafrikanische Neger, die

Aber sieh da: Während die Ostafrikaner von neulich ganz manierlich in voller Kleidung vor uns standen, stehen hier diese Burschen nicht sehr vollständig bekleidet vor uns. Sie tragen nur einen Schurz und als gleichförmiges Abzeichen ihrer militärischen Würde die schöne, auch bei uns gebräuchliche Soldatenmütze. Ob sie von feldgrauer Farbe ist oder schön marineblau, wie der dortige südliche Himmel — ich weiß es nicht.

„Der südliche Himmel." Also ist es klar, daß wir uns in den Tropen befinden. Sonst würde man doch auch die Menschen nicht so halbbekleidet gehen lassen. So aber ist es ihnen gerade recht, denn die Sonne meint es dort nur zu gut.

Die Schutztruppe in Deutsch-Neu-Guinea.

in der Nähe unserer Missionsstation Utengule im Nyassagebiet in Paradestellung auftraten und das Gewehr präsentierten. Vor wem wohl? Etwa vor dem Photographen, der sie auf die Platte zauberte? Die junge Mannschaft, die sich heut zeigt, tut ein Gleiches. Es mag ihnen, auch wenn sie schon öfters von diesen Zaubermenschen, den Europäern, photographiert wurden, doch immer noch sehr seltsam vorkommen, fast wie ein Stück Behextwerden; und oft werden sie fragen: „Wie macht es denn dieser Weiße, daß er mich auf das Bild bekommt, wo ich mit Gewehr, Beinkleid und Mütze zu sehen bin, obgleich ich doch nicht mit meinen selbsteigenen Beinen auf der Platte herummarschiere?" „Mit Beinkleid und Mütze" — fast hätte ich gesagt: mit Jacke und Hose.

Wir befinden uns nämlich in Neu-Guinea in der Südsee. Was wir vor uns haben, ist ein Teil der deutschen Schutztruppe in Stephansort, dem Sitz der deutschen Regierung dieses unseres Schutzgebietes. Das Gebäude ist sicherlich die Wohnung des deutschen Kommandanten. Der Sitz der deutschen Verwaltung der Insel war anfangs Finschhafen im Osten der Insel. Als sich dieser Ort als ungesund erwies, wurde die Regierung nach der Astrolabebai verlegt, wo der Friedrich-Wilhelmshafen und die Ansiedelung Stephansort angelegt wurde. Das dortige Gebirge hat man Bismarckgebirge genannt, und nach Bismarcks Sohne nennt sich eine Ansiedelung Herberthöhe. Die Ortschaft auf Neu-Pommern, in der der Gouverneur des ganzen deutschen Südseegebietes wohnt, heißt Rabaul.

Den ganzen großen deutschen Teil, der, nächst Grönland „größten Insel der Welt“ Neu-Guinea, hat die deutsche Regierung Kaiser-Wilhelmsland genannt. Es ist dies die ganze Nordostküste. Der Südosten der Insel ist englischer, der ganze Westen holländischer Besitz, doch beschränkt sich die Macht der Holländer eigentlich auf den Nordwesten.

Wie in Deutsch-Ostafrika, so trat auch in der Südsee das deutsche Reich im Jahre 1884 zum ersten Male als Schutzherr auf. Heut nun — das wißt ihr gewiß, haben die Feinde Deutschlands wie Togo und Teile von Kamerun und Deutsch-Südwestafrika, so auch Deutsch-Neu-Guinea besetzt. Die Australier haben den Engländern dabei geholfen, wie die Japaner in der übrigen Südsee von deutschen Inseln Besitz ergriffen haben. Nun, sie sollen — wills Gott — sich nur vorübergehend dieses schönen Landes freuen dürfen.

2. Die Mission im Kriege.

Was aber das Schlimmste, das Beklagenswerteste ist, ist dies: die zwei blühenden deutschen Missionen, die in Neu-Guinea getrieben wurden, sind durch diese Handelweise unserer Feinde gestört worden. Es arbeiten dort die rheinische Mission, die in Barmen, und die bayrische Mission, die in Neuendettelsau ihren Sitz hat. Der letzteren verdanken wir unser Bild.

Lange mußten diese beiden Mutterhäuser in der Heimat auf sichere Kunde von ihren Missionaren warten. Da endlich im April langten, wenn auch allgemeine, so doch beruhigende Nachrichten an. Einem Pastor in Queensland in Australien war es gelungen, durch den Erzbischof der englischen Kirche in Australien in Verbindung mit den Brüdern der Neuendettelsauer Mission zu treten, und dieser hat die Missionare seiner Kirche, die auch in Neu-Guinea arbeitet, bereitwillig angewiesen, die deutschen Missionare mit Vorräten zu unterstützen. Leider nur ist auch in Australien alles entsetzlich teuer geworden. Das betrifft infolge einer beispiellosen Dürre besonders die Lebensmittel. So kosten 20 Zentner Mehl, für die man in anderen Jahren etwa 160 Mk. bezahlen mußte, jetzt 375 Mk., also mehr als das doppelte, sodaß jedes Pfund Mehl, das in Deutschland 16 bis 26 Pf. kostet, reichlich 1,80 Mk. kostet. — Auch die Familien der rheinischen Missionare werden von Australien aus versorgt. Und die Missionsarbeit geht ihren ruhigen Gang weiter. Der Vertreter der australischen Regierung scheint ein verständiger Mann zu sein. Dafür wollen wir dem lieben Gott danken.

Unsere feldgrauen Kanoniere an der russischen Front.
Darunter zwei aus der Missionsschule: der am weitesten rechts stehende Br. Saul, der zweite von rechts sitzend Br. Petersen.

Ja, ihm befehlen wir in dieser Kriegszeit alle Missionare. Wie entsetzlich ist es doch, daß unsere Feinde, besonders die Vertreter der Regierung solcher Völker, die doch auch wie wir Deutschen christliche Völker sein wollen, Missionare, ja auch deren Frauen und Kinder weggeschleppt, als Gefangene eingesteckt, oft auch mißhandelt haben. Wie unendlich viel Gutes haben doch all die Missionare den Ländern getan, in denen sie arbeiteten.

Von der Basler Mission allein haben die Feinde gegen 300 Missionare von ihren Missionsstationen weggeschleppt und gefangen genommen! Nun, alle Angehörigen der Feinde sind ja daran nicht schuld. Denen aber, die die Verantwortung tragen, wolle Gott die Augen öffnen.

kf.

Was uns die Kanoniere zu sagen haben.

Denkt Euch, unsere Mission ist an dem Bilde mit der großen Kanone, den frischen, kräftigen Kanonieren und der Zuckerhut-Granate, die der Feldgraue in der Mitte im Arme hält, lebhaft interessiert. Warum? Weil zwei unserer, wie wir hoffen: künftigen Missionare mit unter diesen Jüngern des Kriegsgottes Mars zu finden sind. Der eine ist der ganz rechts stehende, der einen ganzen Teil des schweren Geschützes verdeckt. Der heißt Br. Saul und ist Kanonier. Der andere Bruder ist der zweite (von rechts gezählt) sitzende Mann. Das ist der Obergefreite Br. Petersen. Beide sind Studenten unseres Niesky'er Missionsseminars gewesen, als der Krieg ausbrach und man sie in den Dienst des irdischen Königs, in die stolze Armee unsers geliebten Kaisers rief. Und wie fast alle ihre Kameraden und Kollegen, beschäftigen sie sich nun schon die langen Monate hindurch statt mit all der Wissenschaft, die für die Missionsarbeit nötig ist, mit Kugeln und Kanonen, wie andere es mit Bomben und Granaten tun. Denn das müßt ihr wissen, die kleine deutsche Brüdergemeine, die überhaupt nur reichlich 8000 Mitglieder zählt, hatte schon vor Weihnachten rund 700 Mann ins Feld geschickt, nach Ost und West, auf die Marine und in die Luftschiffe, in die Rote Kreuz-Arbeit und wohin sonst, und jetzt wird die Zahl der Kriegsteilnehmer aus der Brüdergemeine sicher auf 900 gestiegen sein.

Nicht wahr, ihr denkt manchmal an die zwei Brüder, die wir auf dem Bilde sehen; die Brüder Saul und Petersen.

Wir haben Briefe von ihnen aus dem Felde erhalten. Nach den letzten waren sie noch wohlauf.

Einer schrieb von der Ostfront in Russisch-Polen über

die Feier des Weihnachtsfestes.

Sie hätten sich davor etwas gefürchtet, da fast alle ihre Kameraden verheiratet sind und daher wohl in Gedanken zu sehr bei ihren Familien in der Heimat weilen und die rechte Festfreude nicht aufkommen lassen würden. Aber dem war nicht so. Freilich am Christabend selbst konnte eine gemeinsame Feier überhaupt nicht stattfinden. Denn da stand die ganze Batterie „auf Feuerwache", d. h. in beständiger Schußbereitschaft. So feierten sie zu vier oder fünf Mann, wie grade die Geschütz-Bedienungen in den Erdhöhlen zusammen hausten. Unser Bruder erzählt dann: „Am Nachmittag sandten wir einige Grüße aus der Haubitze in Gestalt von Thorner Pfefferkuchen! Abends lieferte die „Goulasch-Kanone" als Extragabe Kartoffelsalat und warme Würstchen. Um 6 Uhr hielten wir dann zu viert unsere Christnacht. Uns waren viele Schriften zugegangen. Nach diesen leitete Br. Saul die Feier und las eine Predigt vor. Dann sangen wir. Die Lieben daheim waren im Geist unter uns. Sie haben uns auch ihre Liebe durch Pakete, Briefe und Grüße bezeugt. Sie dachten an uns und beteten für uns. So merkten wir es mehr wie sonst, daß im Weihnachtsfest die Liebe, die der Menschen und die Gottes, ihren Triumph feiert. Bis 8 Uhr blieben wir zusammen und erzählten uns allerlei. Dann mußten wir zwei Brüder zwei Stunden lang auf Posten ziehen.

Bei den Vorposten der Infanterie fiel alle Augenblicke ein Schuß. So scharf wurde aufgepaßt. Wir aber gingen allein hin und her, dachten an die Feiern daheim und in Niesky, sahen im Geist erleuchtete Fenster, brennende Bäume und hörten „Stille Nacht" und „O du fröhliche". — Am 1. Feiertag hatten wir dann Feldgottesdienst, etwa 100 Schritt hinter dem Geschütz auf freiem Felde, bei leichtem Schneefall. Bei Granatengeheul und Schrapnellsausen sangen wir Weihnachtslieder und hörten eine Predigt über den Text: „Gott ist die Liebe". Hier im Felde lauscht alles gespannt, und manches Auge glänzt feucht."

Am Schluß erwähnt der Brief noch einen Brauch, den unsere Truppen früher übten, der aber jetzt verboten ist: Sie wechselten Briefe mit dem feindlichen Gegenüber, mit dem sie ganz bekannt geworden waren, denn sie lagen sich schon acht Monate gegenüber. Die Vorposten der Unseren banden einen Brief an einen Strauch und die Vorposten der Russen holten ihn ab und gaben auf demselben Wege eine Antwort! Das ist aber zu weitgehende Kameradschaft.

Und damit genug! Ein „Gott befohlen!" all unseren Missionsleuten im Kriege, und nicht am wenigsten den Missionaren in weiter Ferne, zumal den von unseren Feinden gefangen gehaltenen! kf.

Zweisilbiges doppelsinniges Rätselwort.

Ein Liebling der Kleinen seit uralter Zeit
Stets bin ich gewesen und bin es noch heut;
Und hat mich in Reihen der Landmann gesetzt,
So werd ich von vielen beachtet, geschätzt.
Muß ich wie im Sarge den Winter bestehn,
Wird niemand mich finden je reizend und schön;
Doch kommt dann der Frühling, so spreng ich mein Haus
Und fliege, o Wonne, ins Weite hinaus.

K. Spindler.

Quittung.

Mit herzlichem Dank empfingen wir aus der Sonntagsschule in Heilbronn durch Herrn Prof. Hole bezw. Br. E. Pagels Mk. 45.— und durch Frl. A. Schmidt in Neuwied von ihrer dortigen Schulklasse Mk. 5.—

Die Schriftleitung.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Hechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 7. Juli 1915. 16. Jahrgang.

Seltsame Wirkung einer Granate.

Als die flandrische Stadt Nieuport (sprich: Nüport) von unserer Artillerie beschossen wurde, schlug eine Granate eine Mauer durch. Ein großes Loch entstand, dahinter wurde ein großes Kruzifix, d. h. ein Bild des Heilandes am Kreuze, sichtbar. Hinter der Mauer befindet sich offenbar ein Gang, der mit diesem Bilde geschmückt war. Das Kreuz mit dem Bilde des Heilandes hat durch das Einschlagen der Granate nicht im geringsten Schaden gelitten.

Was sagt uns wohl das Bild?

Erstlich, daß Gottes Hand auch Kugeln und Granaten lenkt. Was für merkwürdige Erlebnisse können unsere verwundeten Soldaten oftmals erzählen! Einmal fegt eine französische Granate eine ganze Batterie fort und nur der Leutnant bleibt übrig, weil der Granatsplitter an seinem Fernglas abgeprallt war. Ein andermal gleitet eine Kugel den Gürtel entlang in die Tasche des Soldaten und bohrt sich in sein letztes Markstück ein. Wieder einem anderen wird von einer Kugel der Kopf getroffen, daß ihm Hören und Sehen vergeht, aber hinterher stellt es sich heraus, daß die Kugel abgeglitten und im Halbkreise um seinen Kopf herumgelaufen ist. Ihr könnt gewiß alle noch mehr solche seltsamen Erlebnisse erzählen. Was sagen sie uns? Daß es noch heute wahr ist, was der Heiland seinen Jüngern verspricht: „Ohne meines Vaters Willen fällt kein Haar von Eurem Haupte.“ Freilich Tausende werden nicht geschont. Bei Tausenden hält des himmlischen Vaters Hand die Kugel nicht ab. Da schweigen wir still und sagen, Gottes Gedanken sind nicht unsere Gedanken; wer es aber erlebt hat, daß er so gnädig bewahrt wurde, dem sagt es sein Herz: das war kein Zufall, sondern das war Gottes Hand; mir ist es gegangen nach dem Spruch: „Ob Tausend fallen zu deiner Rechten oder Zehntausend zu deiner Linken, so soll es doch dich nicht treffen.“ Darum will ich meinem Gott dankbar sein mein Lebelang.

Zweitens: Aber noch ein anderes sagt uns das unbeschädigte Heilandsbild hinter der zertrümmerten Mauer. Viele Menschenleben, viele Liebe und Treue, viele Hoffnungen und Pläne, viele schöne Menschenwerke, auch viele Missionsstationen sind zertrümmert wie diese Mauer; viele Missionsarbeiten leiden schwer; aber eins können die Granaten nicht zertrümmern, das ist die Liebe unseres Heilandes, der für uns sein Blut am Kreuz vergossen hat. Das läßt Gott nicht zu, denn es ist ja *seine* Liebe, die zu uns vom Kreuze des Herrn spricht. Wie sehr merken wir es in diesem Kriege, in dem so viel Lüge, Haß und Blutvergießen an den Tag kommt, daß die Welt die Liebe des Heilandes braucht. Darum soll uns auch der Krieg nur noch viel eifriger machen, dem Heiland zu helfen, daß seine Liebe allen Menschen bekannt werde. Nur um so viel lieber wollen wir für die Mission beten und arbeiten. Die Bibel sagt uns, daß einst nicht nur die flandrischen Städte,

sondern die ganze Welt in Trümmer geht, aber Jesu Liebe, Gottes Liebe bleibt, und „alle Zungen werden bekennen, daß Er der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters."

S. Knak.

Der Eisbär im Schneehaus.

Eine christliche Eskimofamilie Labradors war einst an dem Punkte angekommen, daß ihr nichts mehr als der Hungertod in Aussicht stand. Alles Eßbare war verzehrt, und das will bei einem Eskimo viel heißen, denn im Notfall sind ihm alle irgendwie entbehrlichen Kleidungsstücke, Felle, Leder und dergl. noch eßbar. Das Meer war zugefroren, schneidend brauste der Nordwind über das düstere, nur durch eine Scheibe von Walfischgedärmen erhellte Blockhaus hin, und drinnen lagen Vater, Mutter und Kind auf den Knien und beteten um Errettung vor dem Hungertode.

Das einzige, was sich in dieser Zeit noch erjagen ließ, war etwa ein Vogel, der über die Gegend hinstrich; allein die Hoffnung auf solch magern Fang war äußerst gering. Dennoch ergriff der Vater seine Vorrichtungen zum Vogelfang, ging hinaus in die traurigstille Einöde und baute sich dort eine backofenförmige Hütte aus Quadern, welche er mit dem Messer geschickt aus dem gefrorenen Schnee schnitt. Als er an der Spitze des Gewölbes noch eine Scheibe von klarem Eise und darüber seine Schlingen mit dem roten Läppchen aus Wolltuch als Köder angebracht hatte, kauerte er nieder, richtete unverwandt seine Blicke auf seinen Apparat und hoffte, daß er bald eine Beute bekomme. Ebenso anhaltend schaute er aber auch hinauf zu dem, der verheißen hat, daß er das Gebet der Elenden und Armen nicht verachten wolle, und rief um Hilfe. Doch er harrte umsonst; er fing nichts.

Des andern Tages machte er sich nach anhaltendem Gebet wieder zum Vogelfange auf, hoffte und bat den Tag über wiederholt: „O du Gott des Elia, schicke mir Speise!" Er kehrte abends so leer heim wie gestern.

Jetzt war sein Mut dahin. Er wollte nicht mehr beten, auch nicht mehr um Speise sich bemühen; es lag ja klar am Tage: Gott wollte nicht hören. Umsonst ist das Mahnen seiner Frau, nächsten

Eskimofamilie auf einer Winterrast vor ihrem Schneehaus in Labrador.

Tages den letzten Versuch zu machen; er will nicht.

Da tritt sein 12jähriges Töchterlein zu ihm und bittet: „Vater, gehe noch einmal; ich glaube, heute erhört uns der Herr Jesus. Mutter und ich wollen ihn den ganzen Tag bitten, daß er dir ein Tier schickt. Gehe, du wirst nicht leer heimkommen." Diese Bitte brach das trotzig gewordene Herz. Der Vater nahm wieder seine Fanggeräte, um in anderer Richtung sein Glück und zwar zum letztenmal zu versuchen.

Wieder baut er eine Schneehütte, diesmal so niedrig als möglich, weil er sehr kraftlos geworden war, und wieder schaut er zu seinem Fangwerkzeug und noch höher zu dem Gott der Hilfe empor und gedenkt der Raben des Elia — da plötzlich bricht

die Wölbung seiner Hütte ein, und vor seine Füße fällt etwas Schweres zu Boden. Welch ein Entsetzen ergreift den armen Mann, als vor ihm ein gewaltiger Eisbär sich erhebt, dann aber, ebenfalls überrascht und erschreckt, sich ängstlich auf die andere Seite der Hütte flüchtet und sich dort niederdrückt. Er hatte seinen Weg über die Schneehütte des Eskimo genommen, und sie war unter seiner Last eingebrochen.

Während der Eskimo in Angst seiner Seele einmal ums andere ruft: „O Du Gott Daniels, errette mich von diesem wilden Tier“, sucht der Bär einen Ausweg, schaut hinauf zur Oeffnung, die ins Dach gemacht ist, um durch dasselbe Reißaus zu nehmen. Kaum aber hat er den Kopf zum Loche hinausgestreckt, so fährt dem erschreckten Vogelfänger wie ein Blitz der Gedanke durch die Seele: „Das ist die Speise, die dein Gott dir schickt!“ und ebenso schnell hat er sein Messer gezogen, mit dem er die Bestie so lange von hinten her bearbeitet, bis sie tot zu seinen Füßen liegt. Selbst bis zum Tode ermüdet, dankt er zuerst seinem Gott, dann aber mischt er das reichlich hervorquellende Blut mit frischem Schnee und hält in den Ruinen seiner Hütte wieder zum erstenmal seit langer Zeit eine für einen Eskimo herrliche Mahlzeit.

Da war ja alle Not mit einem Male gehoben: er hatte um einen Vogel gebeten und einen Bären erhalten. Als der Eisbär endlich ins Winterhaus gebracht war, kniete die Familie nieder und dankte aus tiefstem Herzensgrunde dem Herrn, der so freundlich ist und dessen Güte ewiglich währt; dann erst wurde der Hunger gestillt. Obgleich von der reichen Beute auch andern, die sich in gleich großer Not befanden, mitgeteilt wurde, reichte sie doch aus. Als sie verzehrt war, konnte der Mann wieder seinen leichten Kajak besteigen und auf dem eisfreien Meer seine jährliche Ernte halten.

Jesus heilt die Kranken.

Erzählung aus dem Himalaya.

In einem hochgelegenen Dorf im Himalaya lebte der wohlhabende Bauer Lakschman nebst seinem Bruder. Letzterer starb an einer gefährlichen Krankheit, nach kurzer Zeit seine Witwe, und nun erkrankte der älteste Sohn Lakschmans an derselben Seuche. Opfer um Opfer wurde den Göttern gebracht; alle Büffel, mit denen der Bauer gepflügt hatte, wanderten zu den Priestern. Aber der Knabe wurde immer elender und schien dem sichern Tod entgegenzugehen.

Tief betrübt saß der Vater am Bett seines sterbenden Kindes und zerbrach sich den Kopf darüber, ob auch alle Mittel angewendet seien. Da fiel ihm ein Büchlein ein, worin er einst von einem gewissen Jesus gelesen, der so viele Kranke gesund gemacht habe; an den müsse man glauben und getauft werden, so werde er helfen. Wenn er nur wüßte, wie er zu diesem Jesus gelangen könnte! Die Not trieb ihn zu einem schnellen Entschluß.

Leopard auf der Lauer.

Er füllte eine Tasse mit Wasser, stand vor seinem Sohn und sagte: „O Jesus! Ich wünsche dich anzubeten und meinen Sohn dir anzubefehlen; nur weiß ich nicht, wie ich das anzufangen habe. Also sprenge ich dieses Wasser auf meinen Sohn in deinem Namen, und wenn du so gut sein willst, ihn zu heilen, so verspreche ich dir, daß ich zu denen gehen will, die deinen Weg lehren und daß ich dich anbeten und dir dienen will, wie sie es mich anweisen werden.“ Damit sprengte er das Wasser auf das Kind, und von dem Tage an wurde es besser und war bald vollkommen hergestellt.

Nun galt es aber, das Gelübde zu erfüllen. Anderthalb Stunden von Lakschman's Dorf entfernt wohnte ein eingeborener Evangelist. Zu ihm kam

Lakschman und sagte: „Ich suche den Sprechmeister, der auf den Märkten von Jesus predigt.“ Der Evangelist brachte ihn zu dem Missionar, der bald merkte, daß er eine lautere Seele vor sich habe, und ihn in der christlichen Lehre unterrichtete.

Bald war Lakschman so weit gefördert, daß ein Tag bestimmt werden konnte, an dem er mit Frau und Kindern die heilige Taufe empfangen sollte. Seine Verwandten beschlossen, ihn mit Gewalt von dem törichten Schritte abzubringen, und hielten ihn in seinem Hause gefangen.

Aber in einer stürmischen Regennacht schlief die Wache ein. Vorsichtig weckte Lakschman nach Mitternacht sein Weib und seine Kinder und schlüpfte mit ihnen aus seinem Haus und Dorf hinaus. Man setzte ihm nach, aber am Morgen war er schon beim Missionar, wo man ihm nichts mehr anhaben konnte, und so empfing er am festgesetzten Tage samt den Seinigen die Taufe und trat der christlichen Gemeine bei. Fröhlich und getrost kehrte er bald in sein Dorf zurück und arbeitete wie zuvor auf seinem Felde.

Die Familie wußte es, daß er für sie verloren war und ließ ihn in Ruhe. Lakschman aber wurde ein so entschiedener Christ, daß auch Fernerstehende, wenn sie seinem redlichen Wandel zusahen, ihm allmählich gewogen werden mußten.

Eine ganz neue Leopardengeschichte

erzählt der Nika-Bursche Toma aus Mbozi im Nyassalande in einem Briefchen, das er, der 13jährige schwarze Schulknabe, an all die weißen Schüler und Schülerinnen in Deutschland schreibt und das uns Br. Bachmann freundlichst übersetzt und zugeschickt hat.

Toma beginnt: Liebe Freunde in Europa in der Schule! Erlaubt mir, Euch etwas zu erzählen. Wir Kinder hüteten das Vieh und fanden nebenbei auch Mäuse. An einer Stelle war das dürre Gras noch nicht abgebrannt, darum zündeten wir es an und dachten, da würden Mäuse drin sein. Es war da auch ein kleiner Bach. Ich ging hinab, um zu sehen, ob da Mäuse seien, aber es zeigten sich keine. Darüber waren wir sehr verwundert und fragten uns, wo sie wohl sein möchten. Als wir dem Bache nachgingen und der Wind das Feuer im Grase anblies, da brummte ein Leopard im Grase und sagte: mu mu. Da erschraken wir und flohen. Einer der Unsern war zurückgeblieben, wo wir zuerst waren. Er wußte nichts von dem Leoparden. Er dachte, es sei ein Wildschwein. Da überfiel ihn der Leopard und biß ihn in die Hüfte. Da kam ein Ochse und nahm den Leoparden auf die Hörner. Da floh er. Gott hat uns errettet, sonst hätte er uns alle gebissen. Als wir flohen, wußten wir nicht, daß der Leopard den Unsrigen gebissen hatte, wir hörten ihn aber schreien. Da blieben wir stehen und dachten, daß er gebissen worden sei. Auf unser Geschrei hin kamen bald Leute, und sie trugen den Gebissenen zu Nakalukwa, und sie hat ihn gewaschen. (Nach einigen Wochen war der Junge wieder gesund. Es gingen dann etliche ältere Leute nachsehen, aber sie fanden den Leoparden nicht. Sie brachten aber meine Mäusefallen mit. Das fügt Br. Bachmann ein.)

Am nächsten Tage rief Mwalwizi alle Leute, gab ihnen Pulver und sagte, daß sie den Leoparden suchen sollten. Sie zündeten alles Gras an, aber sie fanden ihn nicht. Er war geflohen.

Meine Freunde, bei uns hier gibt es viele wilde Tiere. Einmal begegnete mein Vater beim Stall der Mission zwei Leoparden. Wir waren auch bei ihm.

Ich bin fertig, ich Toma.

Angehörige unserer Mission unter der Fahne.

Wie Missionskinder, so sind auch einige Missionare zu den Waffen gerufen worden und dienen dem Vaterland mit Freuden. So ein Bruder, Br. Hartmann, der schon Jahre lang in Deutsch-Ostafrika in der Arbeit gestanden hatte und nun zur Erholung mit seiner Familie nach Deutschland gekommen war. Schon sollte er die Rückreise antreten, da, etwa 14 Tage vor seinem Aufbruch, bricht der Krieg aus und er hat zu den Fahnen zu eilen. Erst diente er im Osten, jetzt ist er als Sanitäts-Unteroffizier in Magdeburg für das Vaterland tätig.

Ein anderer Missionar, Br. Richter aus Australien, wurde mehrfach gemustert, wurde auch schon ausgehoben, dann aber, wie ja viele, die in den Tropen gelebt haben, nicht für völlig tauglich befunden.

Von künftigen Missionaren stehen unter den Waffen noch die Brüder M. Heinzmann und Sam. Schmidt, die nach Deutsch-Ostafrika, und Br. Fischer, der nach Nikaragua berufen ist, während zwei andere, Br. Müller und W. Legler, die auch schon ihre Bestimmung für Deutsch-Ostafrika in der Tasche haben, der eine ausgebildet wurde, aber wieder entlassen worden ist, der andere wohl noch eingezogen werden könnte. An all diese Brüder, die zu unserer Mission gehören, wollen wir denken. Nicht wahr, ihr faltet für sie die Hände? Denn was kann ihnen alles geschehen! Einer der Brüder aus der Missionsschule wird „vermißt“. Ob er noch lebt?

Rätsel.

Mit F wird es von Bauern
Mit Müh und Fleiß bestellt;
Mit H wir ihn betrauern,
Wenn er im ersten fällt.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Ch. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 8. August 1915. 16. Jahrgang.

Sport beim Schulfest im Surinamer Buschland.

Bruder Voullaire in Suriname besuchte kürzlich tief drinnen im Buschland. Da fand er in einem Negerdorfe nur sehr wenig Schüler, und diese leisteten auch nicht viel. Was tat er? Er sagte: Ich komme bald einmal wieder, und wenn ich da mehr Schüler finde und die Schüler fleißiger gearbeitet haben und ich bessere Erfolge sehe, dann will ich Euch einen lustigen Tag bereiten.

Und nicht so sehr lange darauf kam der Besucher wieder. Seine erste Frage an den farbigen Evangelisten war: „Hat Deine Schule mehr Schüler, und waren die alle fleißig?“ — „Ja“, konnte es heißen. Und Br. Voullaire überzeugte sich davon noch selbst. Hatte er vorher nur 18 Kinder angetroffen, so war ihre Zahl jetzt doch auf 26 gestiegen, und es schien, als wollten noch mehr kommen. Schulzwang besteht ja dort in jenen Urwaldgegenden nicht, so ist es den Eltern überlassen, ob sie ihre Burschen und Mädchen zur Schule schicken oder nicht. Und da sie noch nicht recht einsehen, warum die Kinder etwas mehr als Fische fangen und Affen jagen lernen sollen, warum sie nicht viel besser Vater und Mutter zu Haus zur Hand gehen, schicken sie sie eben vielfach nicht zur Schule. Aber nun gut: Diese Schule hatte sich also etwas gehoben und nun wollte doch Br. Voullaire sein Versprechen halten. Er hatte versprochen, mit den Schülern zu spielen. Das tat er dann am Nachmittag.

Und es wurde ein prächtiges Volksfest.

„Erst fingen wir,“ so schreibt er, „mit Wettlaufen an. Und sofort sammelte sich die ganze Dorfbewohnerschaft am Ufer des Flusses, an dem das Dorf lag. Dann kam Wettschießen mit Pfeil und Bogen für die Knaben an die Reihe, wobei sich manche Burschen recht auszeichneten. Darauf folgte Wettschwimmen für Knaben und Mädchen. Endlich Wett-Boot-Fahrten. Die Begeisterung der ganzen Bevölkerung wuchs zusehends. Und so gelang es mir denn auch, drei mit jungen Burschen bemannte Korjale (Boote) zum Beginn des Wettfahrens zu bewegen. Das war wirklich ein prächtiges Schauspiel. Das Ziel war ein ziemlich langes, sichtbares Stück, wobei eine Insel umfahren werden mußte. Alle sechs Burschen waren sich gegenseitig gewachsen, und angesichts der großen Schar von Zuschauern legten sie sich gewaltig ins Geschirr. Da konnte man einmal sehen, was die Leute leisten können, wenn sie wollen. Wie die Pfeile flogen die leichten Fahrzeuge, fast genau in einer Reihe, weil keines nachgeben wollte. Das Wasser spritzte nur so um sie herum, und die Sache sah manchmal gefährlich genug aus. Aber das hinderte sie nicht. Mit einem gewaltigen Sprung schwang sich das erste Paar ans Ufer! Es hatte gesiegt! Da waren die Zuschauer ganz außer sich vor Aufregung, und man konnte in Zweifel sein, was interessanter war, die Sportsboote oder die Zuschauer, die ihrem Empfinden so gar keinen Zügel anlegten“.

Aus dem Indianerleben.

Tief innen in Südamerika, da wo Argentinien, Bolivia und Paraguay zusammenstoßen, liegt ein weites Gebiet, das Tschakoland, das wohl dem Namen nach unter die drei genannten Regierungen verteilt ist, in dem aber in Wirklichkeit die Indianer noch ganz nach alter Weise hausen. In Gruppen von 80 bis 150 Personen wandern sie über das Land hin auf der Suche nach den besten Jagdgründen, schlagen bald da, bald dort ihre Wigwams auf, Hütten aus Palmwedeln, die im Nu aufgerichtet und gleich wieder abgebrochen sind, gehen des Tages auf die Jagd und tanzen des Nachts um ihr Lagerfeuer. Mit den Fremden verkehren sie nur, um gegen Straußenfedern und Felle sich allerlei Waren einzuhandeln. Nur selten betritt ein Weißer, ein Bleichgesicht, das Land.

Der Surinamefluß mit Booten der Eingeborenen.

Hier unter dem Stamm der Lengua-Maskoy ist unser Freund Kyemapapanko-akyakya geboren. Er trägt einen merkwürdigen Namen. Seine Bedeutung ist: der seiner Brüder beraubte Dicke. Dieser Name erzählt uns jedenfalls eine sehr traurige Geschichte. Die älteren Brüder des Kindleins waren gestorben. Wer weiß, vielleicht hatte man sie gleich nach der Geburt getötet, weil sie nicht kräftig genug erschienen. Das hielt ja der Indianer für durchaus erlaubt. Kleine Kinder, die Mühe machen, Alte, die bei den anstrengenden Märschen nicht mehr mitkommen, hoffnungslose Kranke läßt man ohne Gewissensbisse verhungern, oder läßt sie allein zurück, wenn der Lagerplatz abgebrochen wird, oder man legt sie gar lebendig ins Grab. Dieser Kleine aber war, wie sein Name zeigt, ein dicker, kräftiger Bursche und so wuchs er mit seinen Spielkameraden fröhlich heran. Wenn die Indianer auch gegen ihre schwachen Kinder erbarmungslos sind, so fehlt es ihnen doch nicht an wirklicher Liebe zu den kräftigen Kleinen, die das harte, entbehrungsreiche Leben zu teilen vermögen.

An Abwechslung hat es dem Kleinen wohl nie gefehlt. Wie schön war es, wenn die Männer mit reicher Jagdbeute heimkehrten! Da gab es reichliches, gutes Essen und nachher saß man ums Lagerfeuer und fing an zu singen, zu tanzen und alte Geschichten von wunderbaren Heldentaten zu erzählen. Wie freute er sich, wenn der Stamm wieder auf Wanderung ging und man alle Tage Neues sah! Er wollte auch solch ein Held werden, wie sein Großvater, der angesehene Zauberdoktor, und übte sich mit seinen Kameraden im Schießen nach Vögeln und kleinem Getier.

Manchmal saß er auch im Zelt seiner Großmutter und hörte mit Zittern die grausigen Geistergeschichten, und wenn dann bei Nacht aus dem nahen Walde allerlei unheimliche Töne erschallten, da wagte er oft vor lauter Angst kein Auge zuzumachen.

Von klein auf mußte er sich an allerlei Entbehrungen gewöhnen. Nicht immer kamen die Männer mit reicher Jagdbeute nach Hause. Oft ging es lange Zeit arg knapp her im Indianerlager. In der trockenen Zeit mußte man entsetzlich Durst leiden und war froh, wenn man in einer Pfütze etwas schmutziges, stinkendes Wasser fand. Wie eifrig suchte er da im Walde nach solchen Pflanzen, in deren Blattachsen vom letzten Regen noch einige Tropfen stehengeblieben waren, und saugte dies aus! Fast schlimmer war es aber, wenn die Regengüsse kamen. Die leichten Hütten boten gegen die Gewalt des Unwetters keinen Schutz. Im Nu gab es gewaltige Ueberschwemmungen. Das Lagerfeuer erlosch. Naß und frierend mußte man oft mitten in der Nacht alles zusammenpacken und vor den kommenden Wasserfluten sich flüchten.

Eines Tages — er mochte etwa 6 bis 8 Jahre alt sein — kam ein Bleichgesicht, ein Weißer, in sein Dorf. Sein Stamm, der einige Zeit in der Nähe des Flusses Paraguay sich aufgehalten hatte, war eben weiter ins Innere hineingezogen. Sie hatten nämlich ein Gehöft am Fluß überfallen und das Warenlager ausgeplündert. Aus Furcht vor der Rache der Ansiedler hatten sie sich tief landeinwärts geflüchtet.

Was wollte nun der Fremde? Da er ohne Waffen kam, wurde er trotz aller Furcht zunächst freundlich nach alter Indianersitte aufgenommen. Die kläffenden Hunde wurden zurückgetrieben. Der

Häuptling in seinem vollen Federschmuck, begleitet von der ganzen jungen Mannschaft, ging dem Kommenden entgegen und lud ihn ein, ans Lagerfeuer zu kommen. Die Weiber nahmen das Gepäck ab und trugen es vor das Zelt des Häuptlings. Dort wurde eine Matte ausgebreitet und dem Fremden bedeutet, sich niederzulassen. Bald erschien ein großer Topf mit dem Mahl, und auch der Fremde sollte da mithalten. Daraufhin wurde die Friedenspfeife angezündet, und nachdem der Häuptling ein paar kräftige Züge getan hatte, reichte er sie auch dem neuen Ankömmling. Nun war es Zeit, mit der Besprechung zu beginnen. Sieg, und so blieb der Missionar da, und man half ihm, sich eine kleine Hütte zu bauen.

Er zog mit den Männern hinaus zur Jagd und lernte allmählich ihre Sprache, er machte ihre Feste und Tänze mit und bemalte sich Gesicht und Leib mit roten Figuren und drang dabei langsam ein in die Anschauungen und Gebräuche der Indianer. Die kleinen Buben lachten freilich oft über den Weißen, dem Haar mitten im Gesicht wuchs, wie einer Katze, und der so dünne Beine und eine so schmale Brust hatte, aber man sah, wie er sich anstrengte, doch nie zurückzubleiben und man fühlte seine Liebe. So

Indianer helfen dem Missionar beim Kirchbau in Kukallaya, Nikaragua.

Mit Hilfe einiger Indianer, die beim Handeln mit den benachbarten Ansiedlern einige Brocken Englisch und Spanisch aufgeschnappt hatten, konnte eine notdürftige Verständigung erzielt werden. Wie erstaunten aber alle, als der Fremde sich nicht bloß anbot, eine Versöhnung mit den beraubten Ansiedlern zu vermitteln, sondern den Wunsch aussprach, von jetzt ab unter ihnen zu wohnen und ihr ganzes Leben zu teilen!

Die Meinungen gingen sehr auseinander, ob man ihm das gestatten solle. Der Häuptling Tlamosamap wollte nicht, er fürchtete, sein Einfluß werde notleiden. Aber andere sehr ausschlaggebende Leute, zu denen auch der alte Zauberdoktor gehörte, gewannen den ließen es sich die Alten allmählich gefallen, wenn er dies oder das an ihnen tadelte. Er duldete nicht mehr, daß die Weiber ihre schwächlichen Kinder umbrachten; er sah darauf, daß die Alten und Kranken besser versorgt wurden, und wenn die jungen Männer von der Jagd kamen, so verlangte er, daß sie den Alten die besten Stücke vom Mahle gaben und nicht bloß die Abfälle. Freilich nicht immer ging das ohne Kampf, und manches Mal schwebte das Leben des Missionars in Gefahr. Namentlich der Häuptling blieb immer ein geheimer Feind, der mehr als einmal versuchte, den Missionar aus dem Wege zu schaffen oder ihm das Dableiben zu verleiden.

Calwer M.-Bl.

Wie der kleine Tschili den Heiland lieb hat.

Tief innen in Kamerun, im Grasland, lebt er, der kleine Tschili, ein aufgewecktes, fünfjähriges Negerbüblein. Er hat ein offenes Herzlein für Gott und göttliche Dinge und kann nicht genug hören vom lieben Heiland. Immer wieder kam er zu seiner Lehrerin und bat: „O Mutter, erzähle mir doch vom Herrn Jesus und wie es war, als er noch auf Erden war und die Kinder und alle Leute zu ihm gehen konnten, und vom Joseph erzähle mir, und vom David und von all den andern!“ In der Bilderbibel wußte er schließlich so gut Bescheid, daß es wohl kein einziges Bild drin gab, zu dem er nicht höchst anschaulich und mit Inanspruchnahme aller seiner Glieder die Geschichte erzählen konnte.

Freilich hie und da hat er auch Mühe, den wahren Sinn einer Geschichte zu erfassen. Im Zimmer der Lehrerin hing ein Bild des guten Hirten, wie er eben an steiler Felswand mühsam heunterklimmt und seine rettende Hand nach dem kläglich zu ihm aufschauenden Schäflein ausstreckt, über dem in sicherer Ruhe das Aasgeier kreist. Natürlich wollte Tschili gleich die Geschichte dazu wissen, und sie wurde ihm auch so lebendig und anschaulich als möglich erzählt. Aufmerksam sitzt er da, beide Aermchen auf den Schoß der Lehrerin gestützt, die großen, dunkeln Augen sind mit brennendem Interesse auf ihren Mund gerichtet. Was denkt er wohl zu dieser Geschichte? Spürt er etwas von der Hirtentreue des Heilandes? Doch nein! Ganz zutraulich fragt er am Schluß: „Was hat nun der Hirte mit dem Schäflein gemacht? Hat er es gebraten und gegessen?“ Seht, so denkt eben der Neger. Ums Essen und Trinken drehen sich alle seine Gedanken und er kann es kaum begreifen, daß man etwas aus reiner Liebe tun kann.

Aber allmählich dringt auch in sein Herzlein die Liebe des Heilandes ein. Eines Tages stand er sinnend vor dem Bilde des segnenden Heilandes. Plötzlich ruft er ganz aufgeregt und wie verzückt: „Mutter, siehst du denn nicht, der Heiland ruft mich ja! Er streckt seine Arme aus und ruft: Tschili, komm, komm zu mir, ich habe dich sehr lieb!“ Und dann streckte er seine kleinen Arme aus, so weit es nur ging, und rief: „Siehst du, Mutter, so lieb habe ich den Herrn Jesus.“

Und er lernte auch schon, daß man dem Heiland seine Liebe nicht bloß mit Worten zeigen darf, sondern dadurch, daß man ihm folgt. Freilich trotz seines sonnigen, lustigen Wesens ist der kleine Tschili eigentlich kein Tugendheld. Das Faulenzen gefällt ihm eben viel besser als das Arbeiten, und wo es nur angeht, drückt er sich von den kleinen Geschäften, die man ihm aufträgt. Auch mit der Wahrheit nahm er es nicht genau, besonders wenn er sich dadurch vor Strafe schützen konnte. Nun hatte er aber einmal seine Lehrerin gefragt, wo denn der Weg zum Himmel sei, und sie hatte ihm erklärt, das sei kein Weg, wie andere im Balilande, sondern das heiße, wer den Herrn Jesus lieb habe und stets nur tue, was ihm wohlgefalle, der sei auf dem rechten Weg und komme schließlich zum Herrn Jesus in den Himmel. Aber alles, was dem Heiland nicht gefallen könne, das versperre uns den rechten Weg. Da kam er denn wirklich am nächsten Morgen ganz aufgeregt zur Lehrerin gesprungen und sagte: „Denk mal, Mutter, beinahe hätte mich der Satan dran gekriegt, daß ich gelogen hätte, aber da ist es mir noch zur rechten Zeit eingefallen, daß ich mir durch solche lumpige Lüge doch nicht meinen schönen Platz im Himmel verderben lassen will.“ — Nicht wahr, wenn nur die Christenkinder unter uns immer so auspassen würden, daß ihnen ihr schöner Platz im Himmel nicht durch eine Lüge oder sonst durch eine Unart verderbt wird!

Calwer M.-Bl.

Unsere Brüdermission hat in diesem Kriegsjahr begreiflicherweise viel weniger Geld eingenommen als in Friedenszeiten. Daher ist leider wieder einmal eine große

Missions-Mehrausgabe

entstanden: nicht weniger als

160000 Mark.

Aber nicht wahr, Alt und Jung hilft uns gern diese Schuld abtragen?

Rätsel.

Die Erste führt die Leute ohn' Beschwerden
Im Fluge durch Gebirg und Tal auf Erden,
Ja selbst die Sonne und das Heer der Sterne
Führt ihre Erst' in ungemessne Ferne.

Der letzten beiden Würde zu erringen
Wird ohne Schweiß und Mühe nie gelingen,
Nur Uebung macht sie; in den Zeiten allen
Sind nie vom Himmel sie gefallen.

Willst Du das Ganze dienstlich wirken sehen,
Mußt flugs Du auf der Ersten Strecke gehen,
Die seiner treuen Obhut übergeben,
Zu schützen vieler Menschen Leib und Leben.

Quittung.

Für die Mission im Allgemeinen: Mk. 8,01 durch Br. P. Buck, Hausdorf aus dem Sonntagsschulneger 1.60, von Hermann Dreßler 6.41 erhalten zu haben, bescheinigt mit herzlichem Dank

Expedition der Missionsverwaltung, Herrnhut.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Ch. Hechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 9. September 1915. 16. Jahrgang.

Eine wunderbare Gebetserhörung.

Der Herr unser Gott heißt nicht umsonst Wunderbar, Rat, wie ihn der Prophet Jesajas nennt. Dafür gibt uns Bruder Gröndahl in Kopenhagen einen schönen Beleg. Er schreibt: Eine unsrer kleinen Freundinnen heißt Helga. Ihre Mutter ist eine arme Frau, nicht nur arm an irdischem Gut, sondern arm an Erkenntnis der himmlischen Gaben, die in Christo aufgetan sind. Sie wohnt mit ihren Kindern in einer Seitengasse. Die zwölfjährige Helga hatte einen leichteren Vormittagsdienst, um damit auch der Not zu Hause abzuhelfen. Da, eines Tages sagte die Mutter zur Helga: „Du wirst heute um einige Kronen von deinem Lohn als Vorschuß bitten müssen, wir haben garnichts mehr zu essen im Hause.“ Helga bat, es möchte ihr erspart bleiben, da es ihr zu schwer fiele. Dazu konnte die Mutter nur antworten: „Wenn du es nicht tust, dann müssen wir hungern.“ Einen Augenblick stand die Kleine da. Dann fiel ihr ein, sie könne doch sich im Gebet an den Herrn Jesus wenden. — Sie geht hin, beugt ihre Knie und betet. — Beim Fortgehen ruft die Mutter ihr nochmal nach: „Nun, denkst du auch an das Geld?“ — „Ich brauche nun nichts zu sagen, Mutter, denn ich habe den Herrn Jesus um Hilfe gebeten.“ — Gleichzeitig hatte eine Frau an einer andern Stelle beim Kaufmann ihre Einkäufe besorgt. Zu Hause angekommen, sieht sie, daß sie für ihren eigenen Gebrauch viel zu viel eingekauft habe, und ein innerer Trieb sagt ihr: Nimm davon etwas und bringe es jener armen Frau, die du kennst. Es ließ ihr keine Ruhe, ehe sie nicht von allem etwas genommen und es der Frau gebracht hatte. Wie froh ward ihr ums Herz, als sie die Not hier sah, und welche Freude entstand in dem armen Heim. Die Mutter mußte nun die Speise zubereiten, aber vorher noch eine Besorgung in der Stadt machen. Da trifft sie auf dem Wege eine ihrer Bekannten. Diese sagt: „Wie gut, daß ich dich treffe, heute habe ich gerade etwas Geld, und ich will dir die zwei Kronen zurückgeben, die du mir neulich geborgt hast.“ Welche Freude, als die kleine Helga nach Hause kam, und die Mutter ihr mit den Worten begegnet: „Ja, mein Kind, es ist gut, daß du dich an Jesus gewandt hast. Er hat auch geholfen. Wir haben nicht allein Geld, sondern auch Essen für eine ganze Woche bekommen.“ — Wer denkt da nicht an das Wort Matth. 18, 3: Es sei denn, daß ihr werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen. Oder an Joh. 11, 40: So du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen.

Einer unserer Missionsärzte an der Arbeit.

Aerztliche Behandlung eines Kindes in Leh, der tibetischen Handelsstadt am Indus, in den Bergen des Himalaya.

„Das Jahr 1915,“ so schreibt Schwester Hieber, die Frau unseres Missionsarztes in Leh, die selbst

eine Frau Doktor ist, „hat uns mancherlei Verluste gebracht. Der Tod und seine Verbündeten: Aberglaube, Unwissenheit und Fatalismus (Schicksalsglaube), begleitet von Mangel an Vertrauen zum europäischen Arzt, wie man sie immer wieder bei den törichten Leuten findet, waren die Ursache dieser Verluste, dieser Sterbefälle.“ Davon erzählt sie nun, sie schildert, wie es so recht unnötig war, daß ein armes tibetisches Mädchen schließlich starb, nur weil ihre Verwandten in ihrem heidnischen Aberglauben nicht zugaben, daß der gute europäische Arzt sich des Kindes so annahm, wie er es für gut und richtig fand.

Schw. Hieber erzählt davon in einem englischen Brief: Es war eines Mittags. Der Doktor war gewöhnlichen Besucher vor uns, die ungefähr alle Monate einmal zu uns kommen.

Nach einer gewissen Zeit, als der übliche Unterhaltungsstoff erschöpft war und unsre noch immer etwas beschränkte Sprachkenntnis auch nicht mehr recht weiter konnte, machte der Besucher die Bemerkung, daß die Kinder des Kaufmanns etwas husteten und bat den Doktor, zu ihnen zu kommen. Die Sache schien uns gar nicht dringend, und wir kamen daher erst noch einigen andern Pflichten nach.

Am Nachmittag ging es dann in die Wohnung des Hadschi. Dort kamen wir — mein Mann und ich — in einen warmen Raum, es war einer der besten des Hauses, ganz bedeckt mit Teppichen und Decken. Es stand dort auch ein Ofen; man sah

Heidnische tibetische Frauen in Himalaya.

glücklich, nach einem schweren Vormittag etwas ausruhen zu können, da hörte er, daß die Türe ging. Ein großer Ladaker trat ein, als Muselmann frisiert. Es war eins der reichsten Glieder aus der Familie eines Kaufmanns in Leh, dessen Haupt eine Pilgerreise nach Mekka unternommen und von daher nicht nur den Namen Hadschi mitgebracht hatte, sondern auch den Titel Khan. Hadschi heißt Pilger und wird zur Ehrenbezeichnung jedes Mohammedaners, der die Pilgerfahrt nach Mekka unternommen hat. Khan heißt Fürst und ist der Titel der Fürsten im mohammedanischen Inner-Asien, auch der Titel höherer Beamten. Dieser Hadschi ist ein anziehender alter Herr, der wirklich das Ansehen eines Patriarchen besitzt. Der Besuch setzte sich und sah sich im Zimmer um, ob er nicht irgend etwas neues entdecken könnte. Wir meinten, wir hätten einen der einige eigenartig geformte Schmuckstücke, eine europäische Wanduhr und einen mit Goldrahmen versehenen Spiegel. Da nun lag ein Kind, ein Mädchen, auf der Diele, leicht zugedeckt. Augenscheinlich war es sehr krank, und wir sahen gleich, daß es schwer sein würde, sein junges Leben zu retten. Die Augen des Mädchens waren halb geschlossen, sein Gesicht blaß, die schwache Atmung schnell und kurz, ja schon begleitet von einem trocknen Lärm, einem Rasseln; und das Kind zeigte keinerlei Interesse.

Gulu, so hieß das Mädchen, zählte fünf Jahre und war die letzte Ueberlebende von sieben Kindern einer auch schon gestorbenen Frau. Niedlich sah sie aus, viel feiner als die andern Kinder oder auch als die Frauen, welche ich in diesem Hause gesehen hatte.

Nachdem mein Mann und ich die Krankheit erforscht hatten, erklärte mein Mann, die Krankheit sei

zwar schon weit fortgeschritten, dennoch hoffe er, mit großer Sorgfalt das Leben retten zu können. In der Tat handelte es sich um einen Fall, wo ununterbrochen die größte Sorgfalt geübt werden mußte.

Nun war es schade (und dies war schon eine Folge der heidnisch-abergläubischen Anschauungen der Verwandten des Mädchens), daß man an eine Ueberführung des Kindes in unser Missionshospital nicht denken konnte. Die Leute hätten ihr Kind nie dorthin gegeben. Außerdem hatten wir allerdings auch dort keinen Raum, der für einen Aufenthalt im strengen Winter passend gewesen wäre, und leider auch keine ständige Krankenpflegerin, die das Kind hätte pflegen können.

In dem Haus des Kaufmanns war das kranke Kind umgeben nur von männlichen Mitgliedern der Familie. Für unsre abendländischen Augen war das ein ganz fremdartiger Anblick, nicht eine Mutter oder irgend eine andre Frau, sondern nur Männer sich um die kleine Kranke mühen zu sehen. Der Doktor durfte ja keine Frau sehen; die Frauen wohnen ja doch hier ganz zurückgezogen in ihren eigenen Räumen hinten im Haus. Der Doktor fragte noch einmal ganz direkt, ob wir das Kind zu uns ins Missionshaus nehmen könnten? Aber man wollte ihn nicht reden hören.

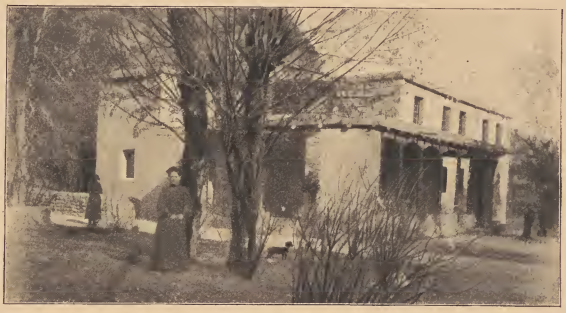
Wir mußten nun so klug wie möglich handeln. So suchten wir im Missionshaus ein kleines Bett und einen Kessel, den wir auf einen indischen Ofen setzen konnten. Und den Raum, in dem das Kind lag, verwandelten wir in ein richtiges Krankenzimmer. Als ob es sich um ein Spiel handelte, wurden dann Vorhänge wie ein Zelt über den Kopf des Kindes gebreitet. Bis ins kleinste gab der Doktor alle Anordnungen, wie das Kind gepflegt werden sollte. Zum Beispiel sollte das Kind Tag und Nacht in Dampf gehüllt werden. Er fürchtete freilich, als er wegging, daß er das Kind am nächsten Tag nicht mehr am Leben finden würde.

Es gab ungefähr 20 Kinder in dieser Wirtschaft. Vor unserem Weggehen zeigte uns der Ladaker noch zwei Kinder, aber natürlich nicht ihre Mütter. Diese Kinder litten an derselben ansteckenden Krankheit, welche unter den Kindern in Leh schon so viele Opfer gefordert hatte.

Wie aber sollten wir am nächsten Tag das arme kranke Mädchen wiederfinden? Am Leben fanden wir die kleine Gulu noch. Wieder mußten, als wir eintraten, natürlich erst alle Frauen verschwinden. Aber was war's? Unsere Vorschriften waren fast gar nicht befolgt worden. Das Kind lag nicht in dem kleinen Bett; das war vielmehr von einem andern belegt; der Kessel befand sich nicht auf dem Ofen. Man hatte Gulu eine Zeitlang mit Dämpfen und Arznei behandelt, und so lange man das getan, war es ihr auch besser gegangen. Dann aber hatte man sie ihrem Schicksal überlassen.

Die Leute führten uns inzwischen zwei andre kleine Kinder vor, die an derselben Krankheit litten. Das eine war ein kleiner Knabe von einigen Monaten. Wie seltsam es in dem Raum jetzt aussah! Sieben Männer standen in dem Zimmer, und von denen hielten vier solche kranke kleine Kinder in den Armen, aber keine einzige Mutter war da! Der Doktor bat, daß doch seine Frau die Kleine besorgen dürfte. Die Antwort lautete: „Nein, es ist ja nur ein Mädchen!"

Am nächsten Tage schwebte die kleine Gulu natürlich immer noch in Gefahr. Der Kessel war wieder nicht auf seinem Platz! Ja, die Medizin war nicht einmal gegeben worden. Die Verpflegung war so wenig nach Vorschrift ausgeführt, daß das Kind sogar den Platz wieder gewechselt hatte. Trotzdessen war immer noch ein Funken von Leben in ihm, und so konnten wir noch immer etwas hoffen. — Jedesmal, wenn wir kamen, fanden wir ein andres Bild und immer wieder etwas, was wir nicht erwartet hatten. Die Kranke befand sich nicht in der Wiege, aber immer in den Armen des Vaters oder Onkels, welche sie mit rührender Zärtlichkeit besorgten. Auf dem Boden kauernd, nach orientalischer Art, wiegte der Krankenpfleger die Kranke in den Falten seines Gewandes.



Eine Missionarsfrau (Schw. E. Reichel) vor dem Missionshaus (in Kalatse).

Jetzt aber merkte der Doktor, daß die Eltern einen Amschi, einen eingeborenen Arzt genommen hatten. Da ließ der Doktor zwei Glieder der Familie holen, von denen einer das Englische, das er selbst sprach, verstand, und warf ihnen ihre Handelweise vor. Sie leugneten natürlich heftig, aber hierzulande kann man leider nicht alles glauben. Der Doktor erklärte ihnen: „Ja, wenn jetzt das Kind stirbt, dann trägt nicht Allah, euer Gott, die Schuld, sondern ihr selbst.

Den letzten Besuch führte der Arzt am Abend aus. Er maß noch einmal die Temperatur und fragte, ob die Arznei genommen worden sei. Es hatte sich hohes Fieber eingestellt. Der Doktor beeilte sich, zu seiner Frau zu laufen und sagte: Die einzige Hilfe wäre noch ein kalter Umschlag, um das Fieber zu dämpfen. Diese Kur fanden aber die heidnischen Leute zu grausam. Dagegen ließ man eine alte Großmutter holen, so betagt und wenig anziehend, daß sie ruhig in Gegenwart des Doktors erscheinen konnte. Diese verweigerte nun in aller Form, des Doktors Anordnungen auszuführen. — Diese Menschen! In einer Krisis zwischen Leben und Tod lassen sie sich immer noch bestimmen durch das törichte und abergläubische Urteil eines ihrer Weiber. Aber heidnische, abergläubische Förmlichkeiten wurden ausgeführt: Da brannte Weihrauch in ihren Zimmern und ein Priester las mit lauter Stimme in einem heiligen Buch. So verließ der Doktor die Kranke ganz verzweifelt. Und wenige Stunden später hatte die liebe Kleine ihr Leben ausgehaucht.

Nun sorgten wir für die andern Kinder nicht mehr. Wir haben nachher erfahren, daß noch einige gestorben sind. Was unsre kleine Gulu betrifft, so konnten wir nicht traurig sein, daß sie zum himmlischen Vater gegangen war, anstatt daß sie zu einer mohammedanischen Frau heranwuchs, die doch nicht einmal eine Jugend hat. In einem solchen Hause ist ja oft schon ein zwölfjähriges Kind wie eine Mutter.

Ja, wie gering achten diese Heiden überhaupt alle weiblichen Wesen! Eines Tages fragte Dr. Hieber ein Glied dieser mohammedanischen Familie, wieviele Mohammedaner es in Leh gäbe. Dieser antwortete: Dreihundert. Ganz überrascht von dieser kleinen Zahl, fragte der Arzt: „Sind denn da alle mitgezählt?“ — „Nein“, erklärte der Mann, „die Frauen doch natürlich nicht, die zählen wir nie!“ Ach, möchte sie doch das Christentum eines Besseren belehren!

Die Kriegskirche in Belgien.

Um 4 Uhr soll in der Kirche zu H. Feldgottesdienst sein.

Der Himmel ist feldgrau ringsum bis an den Horizont. Unablässig regnet's hernieder, fein durchdringlich. So geht's schon seit November — und die Belgier behaupten, wir hätten in diesem Jahre ausnahmsweise einen „trockenen Winter“.

Der Kirchenwagen nimmt Schriftenpakete und die Abendmahlsgeräte auf, und nun geht's hinauf in die Alarmzone. Die Fahrt ist anfangs glatt; die geschickten Pioniere, eine Sanitätskompagnie und 100 Berliner Arbeitslose haben wieder Grund in die Wege gebracht. Aber noch eine gute Strecke ist altbelgisch und zerfahren. Da gilt's, mit Geduld die Stöße und Püffe auf der Straße hinnehmen und sich selbst und das Gepäck festhalten. So kommen wir endlich ans Ziel.

Da steht die Kriegskirche, das Dach von Granaten durchschlagen, Sparren ragen nackt gen Himmel, das Gemäuer von Volltreffern durchlöchert, die Fenster zersplittert — hie und da lassen bunte Reste erraten, wie schön die Glasbilder gewesen sein müssen. In der Sakristei haben Pferde gestanden. Der Altar ist zerschlagen. Die Opferstöcke zerbrochen. Die Orgelpfeifen sind verschwunden, vielleicht längst zu tödlichen Kugeln umgeschmolzen. Wer hat diese Zerstörung angerichtet? Das läßt sich im Kriege schwer sagen. Aber Engländer und Franzosen waren zuerst hier. Wir Deutsche sind dankbar, hier Unterschlupf zu finden. Es windet in allen Ecken der heiligen Ruine; aber sie gewährt doch Schutz bei Fliegergefahr, und wir achten diese Mauer als Gotteshaus.

Die Kirche ist zu unserer Ueberraschung besetzt. Schon unser Regiment? Nein, Bayern sind's, zwei Kompagnien. Ihre Kameraden haben einen englischen Schützengraben genommen. Drum liegen diese in Bereitschaft, um sofort vorzustürmen, falls der Feind durchbrechen sollte. Gewehrpyramiden stehen in den Nebenschiffen, und in Gruppen lagern die Soldaten. Man macht uns Platz und wir warten auf unsere preußischen Kirchengäste.

Ein Bataillon Infanterie zieht heran und zwei Batterien Fußartillerie. Der Raum ist überfüllt, viele müssen draußen vor der Türe stehen bleiben. Die Feldwebel helfen bei Verteilung der Schriften. Das Lesebedürfnis unserer Soldaten im Quartier und in ruhigen Stunden auch im Schützengraben ist groß. Besonders evangelische Gesangbücher werden begehrt. Ein Leutnant legt Beschlag auf einen ganzen Pack für seine Batterie und verteilt sie selbst.

Nun kann ich die Kanzel besteigen. Aber dort oben hat sich ein Bayer einquartiert und liegt in tiefem Schlafe in seiner ganzen Länge da. Es dauert ein Weilchen, bis er den Platz aufgibt. Wir beginnen: „Großer Gott, wir loben dich“. Stark wallt der Männergesang empor. So innig und andachtsvoll. Und nun Stille. Der kurzen Feldliturgie folgt der Predigttext: „Wer glaubt, der fliehet nicht!“

(Aus „Die kleine Biene“.)

Biblisches Buchstabenrätsel.

45668 war der Name zweier Frauen,
deren Gang uns kann erbauen.
683456 hat, von Gott gesandt, verkündigt
Strafe ihm, der sich versündigt.
6576 war's, wo an des Städtchens Pforte
Tod besiegten Jesu Worte.
5481 dessen Gier sich paart mit Morden,
ist selbst blut'ge Leiche worden.
„Nimm dein 1233, gesund heimkehre!“
sprach der Herr, „gib Gott die Ehre!“
12345678 war die Wohnung frommer Leute,
die des Herrn Besuch erfreute.

C. Th. Dahl.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Ch. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 10. Oktober 1915. 16. Jahrgang.

Ein Gruß aus Australien.

Im Juli 1915 erhielten wir die ersten schriftlichen Grüße von unseren Missionsgeschwistern in Australien seit dem Ausbruch des großen Kriegs Anfang August 1914.

Der eine dieser Briefe kam uns durch Vermittelung einer englischen Zeitschrift zu Gesicht. In dieser berichtet Schwester M. H. Ward aus Mapoon in Nord-Queensland unter dem 20. Januar 1915, daß es den Missionsgeschwistern und ihren schwarzen Pflegebefohlenen gut gehe. Zugleich schickt sie einen Brief eines ihrer Schulmädchen mit, der eine kurze Schilderung davon enthält,

Wie Weihnachten (1914) in Mapoon gefeiert wurde.

Die Schreiberin heißt Lily und der Brief lautet in Uebersetzung etwa so: Mapoon, 19. Januar 1915.

Liebe Freunde! Am Weihnachtsabend hatten wir ein schönes Konzert, an dem alle Einwohner von Mapoon teilnahmen. Wir Burschen und Mädchen freuten uns, daß wir zuhören durften, wie die jungen Männer und Frauen abwechselnd ihre Lieder sangen. Die im Dorf wohnenden Knaben sangen zwei Lieder in der Eingeborenen-Sprache. Vor dem Singen wurden Preise ausgeteilt an alle die, welche die Schulprüfungen gut bestanden hatten. Eine ganze Anzahl erhielten Preise für das gute und fehlerlose Hersagen des 119. Psalms! (Seht euch einmal diesen Psalm an! Wollt ihr ihn auch lernen? D. S.)

Eine Menge Kinder erhielten Geldpreise für die Arbeiten, die sie für die Ausstellung in Brisbane gearbeitet hatten und die dorthin geschickt worden waren.

Schließlich brach der schönste Tag des Jahres an (der Weihnachtstag). Wie traurig waren wir, als wir sahen, daß es regnete. Nach dem Frühstück versammelten wir uns in der Kirche und sangen Loblieder zu Ehren des Christkinds. Nach dem Gottesdienst klärte sich der Himmel zu unserer großen Freude auf, und nun konnte der Tag in fröhlicher Feier verbracht werden.

Bevor wir die Gaben erhielten, die am Christbaum hingen, sagten wir die Weissagungen des Propheten Jesaias auf, die auf die Geburt des Christkindes Bezug nehmen, und die Geschichte der Erfüllung dieser Weissagungen, wie sie der Evangelist Lukas erzählt. Dann erhielten Männer und Frauen Paketchen, selbst die kleinsten Kinder wurden nicht vergessen.

Vor Weihnachten hatten die meisten von uns Influenza, aber wir waren wieder gesund genug, um an den Spielen teilzunehmen, die (am zweiten Feiertag) vorgenommen wurden.

Die Kirche war wie gewöhnlich mit Palmwedeln und Blumen und Bibelsprüchen schön geputzt.

Und dann freuten wir uns sehr über unsere 14tägigen Ferien. Wir fingen viele Fische und verbrachten am Meeresstrand vergnügte Tage und eine lustige Zeit. Wir freuten uns auch, daß wir für unsere Schulstube ein eingerahmtes Bild unseres Königs und der Königin erhielten, für die wir täglich

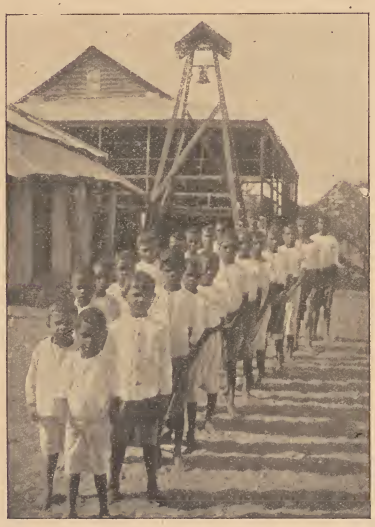
beten, wie auch für die Soldaten und Matrosen und Luftschiffer.

Für das Geld, was wir erhalten haben, ist eine Schulglocke angeschafft worden. Alle, die Geldpreise bekommen haben, haben einen Teil davon für die Mission gegeben und auch für das Rote Kreuz.

Wir wünschen allen unseren gütigen Freunden ein sehr glückliches neues Jahr.

In Liebe Eure Lily.

Schwester Ward schreibt dazu: „Jesu Geburtstag" ist alljährlich der Tag, nach dem jedermann hier Monate lang Ausschau hält. Wir waren auch dies Jahr wieder durch die Güte der australischen Freunde in den Stand gesetzt, jedem Mann, Frau und Kind



Die Schulkinder in Mapoon, Australien, auf dem Kirchweg.

ein Geschenk zu geben. Wir haben dies Jahr gar nicht daran gedacht, denn es hatte vorher eine empfindliche Dürre geherrscht, und zu dem kam der schreckliche Krieg, und da hatten wir ohnehin große Bitten auszusprechen gehabt. Und doch erhielten wir noch diese Liebesgaben.

Wie wird sich unser Mutterland freuen, zu hören, daß wir hier alles tun, was in unsern Kräften steht, um ihm zu helfen! Die Knaben und Mädchen hatten Ende des Jahres befriedigende Schulprüfungen abgelegt. Viele erhielten in allen Fächern eine gute Zensur. Mehrere erhielten Preise für das fehlerlose Auswendiglernen des 119. Psalms. Die Mädchen hatten zum Besten verschiedener Missionen und zum Besten des Roten Kreuzes Handarbeiten gemacht im Wert von 520 Mark, die dann verkauft wurden, was große Freude bei ihnen erregte.

Wir hatten im Jahre 1914 auch Enttäuschungen, Prüfungen und Sorgen, aber die sollten uns Gott dem Herren näher bringen. Das sind Gottes Engel, nicht wahr? obgleich uns solche Prüfungen unangenehm sind. Sie reden zu uns von neuer Freude, von geistlicher Freude. Und wir lernen da Gott vertrauen.

Unsere Sonntagsgottesdienste waren gut besucht. Freilich, es gibt Leute, die selten erscheinen, aber unsere jungen Christen fehlen selten, obgleich einige eine oder ein und eine halbe Stunde entfernt von Mapoon wohnen.

Wir haben bisher wenig Regen und keine großen Stürme gehabt. Aber unsere Einsamkeit fühlen wir dies Jahr sehr schwer. Wir beten für das Ende des Krieges, dafür, daß sich die Herzen Gott zuwenden, damit sein Werk vorangehe, wir bitten um einen Segen, der uns auch durch diese böse Zeit zuteil werden möge.

Aus der höheren Schule in Rungwe, Nyassa.

Dankbrief von Schwester M. Gemuseus.

Liebe Freundinnen! Vor einiger Zeit kam die Kiste mit den hübschen, von den Missionsnähvereinen in Deutschland mit so großem Fleiß und viel Missionsliebe gefertigten Kleidungsstücken an. Es drängt mich, dafür sehr herzlich zu danken. Auch die höhere Schule hat für ihre Zöglinge die schönen praktischen Kittel bekommen. Es ist dies auch für mich als Mittelschulmutter eine große Hilfe und Erleichterung, denn in diesem Jahr mußten wieder 25 Schüler neu gekleidet werden. Für mich bedeutet das, daß ich 25 Jacken zuschneiden muß, die dann ein Schüler oder auch zwei unter meiner Anleitung nähen. Nun freue ich mich sehr, daß ich durch Ihren Fleiß nun schon 14 Kittel bekommen habe, denn das Tagewerk einer Missionsfrau und Mutter erfordert viel Zeit und füllt den Tag aus. Gilt es doch hier noch ganz anders als in Europa sich alles selbst zuzubereiten: da heißt es Brot backen, buttern, schlachten, dem Gemüsegarten seine Aufmerksamkeit widmen, Lichter gießen, Seife kochen u. s. f.

Ich möchte jetzt etwas von den Schülern erzählen: In der Schule sind Männer und Jünglinge nebst Burschen im Alter von über 40 bis zu 13 Jahren hinab. Sie haben Wissensdurst und mehr oder weniger Begabung mitgebracht und mühen sich alle redlich, etwas zu lernen. Es sind 42 Schüler, einige davon verheiratet, die bewohnen mit ihrer Familie je eine Hütte für sich, die ledigen Schüler sind Kostgänger bei den verheirateten. Die Kost und Kleidung bekommen sie während ihres Studiums von der Mission geliefert; die Frauen der Schüler bepflanzen und hüten die Schulfelder, während ihre Männer sie hacken müssen.

Sehr gern hören die Schüler von Europa erzählen, gern vom Kaiser, dessen Macht und Erhaben-

heit sie sich kaum vorstellen können. Ihre Häuptlinge sind recht dürftige Erscheinungen, kommen sie doch auch bei Europäern um Salz oder Kleider betteln. Mit was für wunderbarer Vorstellung kommen die Leute hierher! Fragt da einer meinen Mann: Hat Kaiser Wilhelm I. Jesus persönlich gekannt? Daraus sieht man, daß sie von Zeitbegriff nichts verstehen und es sehr notwendig, aber auch mühselig ist, ihnen das beizubringen.

Der Unterricht wird in der hiesigen Sprache (Kinyakyusa) und in Suaheli erteilt; daneben sollen die Schüler auch etwas deutsch lernen; da kommen denn oft komische Verwechselungen vor: Mein Mann nahm mit den Schülern den Bau des menschlichen Körpers durch und wollte für die Gliedmaßen und Körperteile die deutsche Bezeichnung hören. Er zeigte

Schüler der höheren Schule in Rungwe, Deutsch-Ostafrika.

auf den Leib und fragte, was ist das? „Der Lappen", kommt als Antwort. Dieses Wort war vorher dran gekommen und klang in ihren Ohren ähnlich wie Leib.

Die Schulkleidung der Schüler der Mittelschule oder höheren Schule besteht aus dunkelblauen Lendentüchern und ebensolchen Jacken mit rotbesetzten Kragen.

Will jemand der guten Missionsfreundinnen den Schülern direkt etwas zuwenden, so bitten wir zu bemerken „Zu Händen von Missionar O. Gemuseus, Rungwe, für die höheren Schüler".

Mit schwesterlichem Gruß

Eure dankbare M. G.

Das Brachfeld oder: Wie der Hirtenknabe etwas für die Mission zu geben wußte.

Ein armer Hirtenknabe hätte auch gern etwas für die Mission gegeben, aber er hatte nichts. Es ist oft sehr schwer, etwas zu geben, wenn man viel hat, viel schwerer aber, etwas zu geben, wenn man nichts hat! Der arme Junge aber hatte ein Herz voll großer Liebe zu seinem Herrn Jesu, dem er für sein Leben gern auch etwas hergeben wollte.

Der arme Hirtenknabe dachte lange darüber nach, wie er es wohl anfangen solle, daß er auch etwas für die Mission geben könne. „Frau", spricht er eines Morgens zur Meierin, „gebt mir einmal um Gotteswillen meine Mütze voll Kartoffeln, daß ich damit anfangen kann, was ich will." — „Wird viel sein," entgegnete jene; „und nimm dir nur gleich das Salz dazu, denn du wirst sie dir wohl braten wollen, verbrenne dich nicht und habe Acht auf das Vieh."

Der Knabe geht mit seiner schweren Mütze fröhlich hinter der Herde her, bis diese das Brachfeld erreicht hat. Dort hat er sich ein himmliches Plätzchen ausersehen, dessen Erde er sich mit den Händen umgräbt und auflockert, die Kartoffeln werden hineingelegt, alle Steine entfernt, die Pflanzung wird sorgfältig eingehegt und Gottes Segen darüber herabgefleht. Wie fröhlich war der Knabe, als die ersten Kartoffelkeime hervorbrachen, und welche Freude hatte er an den Blüten! Alle Tage beschaute er mit Gebet und Segen sein kleines Kartoffelfeld, das er von allem Unkraut reinigte und in der Dürre begoß.

Als aber der Herbst kam und das Laub welkte, grünte die Freude und Hoffnung des Knaben erst recht. Er erntete einen halben Scheffel und erhielt dafür fünf Groschen — wer ist nun fröhlicher gewesen, der Pfarrer, dem er sie für die Mission brachte, oder der Hirtenbube, der sie bringen konnte? Als die Meierin die Geschichte hörte, wollte sie hinter dem Knaben nicht zurückstehen, sondern gab freudigen Herzens ihren Taler für die Missionskasse. Wer hat mehr gegeben, sie oder der Knabe?

Merke dir: Der einst am Gotteskasten gestanden hat, steht auch an dem Missionskasten. Auch an dem Brachfeld deines Herzens. Grabe, o grabe!

Sklave — kriegsgefangen — frei.

Aus dem Leben eines Prinzen in Deutsch-Ostafrika.

Der Schreiber des folgenden Briefes war Sklave bei dem Häuptling Mukoma. Von einem Krieg, der ihm die Freiheit nahm, erzählt er selbst, natürlich in der Eingeborenensprache; Br. Tr. Bachmann hat den Brief übersetzt und erklärende Bemerkungen eingefügt.

Mbozi, den 25. März 1914.

Liebe Freunde!

Ich will Euch von dem Kriege erzählen, der sich bei uns, bei Mwasenga, abgespielt hat. Der Krieg kam in der kalten Zeit, als der Mais reif war. (Es mag im Mai gewesen sein.) Die Feinde waren die Vinamwanga. Sie überfielen unser Dorf am Morgen. Es wurde geschossen von den Feinden, aber auch die Männer innerhalb des Bollwerkes schossen. (Noch im Jahre 1899, als ich ins Land kam, waren alle Ortschaften kleine Festungen. Sie bestanden aus Holz. Heute sind die Befestigungen alle gefallen.) Wäre dieses an allen Seiten fest gewesen, so hätten wir gesiegt, aber an einer Seite hatte es ein Lücke. Alle Frauen und kleinen Kinder, auch meine Mutter mit meinem älteren und jüngeren Bruder flohen zur Hintertür des Bollwerks hinaus, wir versteckten uns im Gebüsch. Aber wir wurden dort gefunden und alle an einen Platz gebracht. Dort waren viele Frauen und Kinder als Gefangene. Auch der Häuptling Mwasenga, etliche Prinzen und Prinzessinnen. Meine Mutter sah sich nach meinem älteren Bruder um, aber er war nicht da. Dann sahen wir, daß unser Dorf angezündet worden war, und wir wurden von den Feinden fortgeführt. Alle Leute, die Flinten hatten, waren entkommen und schossen weiter. Das hörten wir.

Unterwegs wurde gerastet, und da wurden alle kleinen Kinder, welche die Mütter noch auf dem Rücken trugen, aufgehangen. Auch mein kleiner Bruder wurde an einen Baum gehangen. Ich habe ihn hängen sehen. Mich wollten sie erstechen, aber meine Mutter nahm mich auf den Schoß und beugte sich über mich. So entkam ich. (Die kleinen Kinder wurden deshalb getötet, weil sie zu viel Beschwerden auf der Reise machten. Die Art, wie man sie umbrachte, war nicht nur die hier beschriebene. Man warf sie auch in Schluchten, oder man tat sie in ein Haus, das man dann anzündete.)

Wir wurden zum Häuptling Mukoma gebracht. Dort wurden alle Frauen, auch meine Mutter, verkauft. (Der ältere Bruder hatte sich gut versteckt und war nicht gefunden worden. Er ist jetzt Evangelist.) Ich blieb bei Mukoma. Als alle Krieger Mukoma's zurückgekommen waren, da gab es Freudentänze. Einem der Gefangenen, es war ein Prinz, wurden auf beide Schultern je eine Trommel gehangen, und auf diese wurde dann geschlagen. (Hier zu Lande trägt der, welcher trommelt, die Trommel nicht selbst. Sie wird an einen in die Erde gerammten Pfahl gebunden und dann wird getrommelt. Bei Mukoma wurde ein Gefangener als Pfahl benutzt.) Nach und nach kam Lösegeld aus dem Lande Mwasenga's und alle älteren Prinzen wurden losgekauft. Ich mußte bleiben. (Der Schreiber ist auch ein Prinz.) Meine Arbeit bestand darin, daß ich die Hühner von den Feldern treiben mußte.

Eines Tages kamen Suaheli zu Mukoma und hatten außerhalb des Dorfes ihr Lager aufgeschlagen. Ein Mann des Häuptlings nahm mich bei der Hand und bot mich den Suaheli zum Kauf an. Ich habe gesehen, wie sie dem Mann eine Flinte, Pulver, Stoff und zum Abschluß des Kaufes noch Perlen gaben. Ich war verkauft und blieb bei den Suaheli. — Da ging der Häuptling Mukoma spazieren und kam auch zum Lager der Suaheli, wo ich saß. Er fragte mich, was ich da mache. Ich antwortete: „Ich bin an die Suaheli verkauft worden". Da nahm er mich bei der Hand und brachte mich zu einer seiner Frauen. Dort blieb ich. Der Mann mußte den Kaufpreis wieder herausgeben. Dann hat der Häuptling ihn auch noch angefahren und gesagt: „Ihr verkauft meine Kinder, ohne mir auch nur ein Wort zu sagen".

Zum Schluß will ich Euch noch sagen, daß wir früher keinen Frieden hatten. Fortwährend gab es Krieg, ehe die Europäer ins Land kamen. Da hat Gott an uns gedacht und zu uns Leute geschickt mit einem scharfen Schwert. Die Europäer sind gekommen und haben alle raubsüchtigen Häuptlinge klein gemacht. Wir danken Gott sehr, daß er dem Kaiser Kraft gegeben, diese Häuptlinge zu demütigen. Jetzt baut jedermann sein Haus ohne Bollwerk, denn es gibt keinen Krieg mehr.

Ich bin fertig, ich Nsansamusile.

Der Kinder Bitte am 5. August 1915.

Ach! Lieber böser Hindenburg,
Wie hast du uns geschädigt!
Hast Warschau und Iwangorod
In Ferienzeit erledigt.
Du hast das zwar sehr gut gemacht,
Nur an uns Kinder nicht gedacht.
Nun bitten wir dich aber sehr,
Du wolleſt uns bedenken,
Uns Grodno, Riga, Petersburg
Vor Michaelis schenken.

Der Hindenburg, der Hindenburg,
Vorne oder hinten,
Irgendwo da kommt er durch,
Wo, das wird sich finden.

Buchstabenrätsel.

Mit F bring ich der Gaben viel,
Bin oftmals deiner Wege Ziel.
Mit G werd ich gar viel begehrt,
Mit H man mich im Kriege ehrt.

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 11. November 1915. 16. Jahrgang.

Soldatenspiel der Schwarzen in Deutsch-Ostafrika.

Br. Herbert Bauer, der früher Lehrer in unserer Gnadenfreier Knabenanstalt war, der auch aus seiner eigenen Jugendzeit, die er in unseren Nieskyer Instituten verbrachte, das „Exerzieren“ kennt, hat nun als Missionar in Mwaja am Nyassasee angefangen, mit den schwarzen Burschen, die doch auch deutsche Untertanen sind, ein kleines Regiment zu bilden und militärische Uebungen auszuführen. Geht dabei auch alles noch einfach zu und hält sich in bescheidenen Formen, so ist der Eifer der Jungen doch prächtig und alles Lobes wert.

Die Knaben sehen ja von Soldaten nur die Askari, das schwarze Militär, das in jedem unserer Schutzgebiete gehalten wird. Aber das ist keine minderwertige Sorte. Im Gegenteil: die Schlacht bei Tanga, von der wir früher erzählten, hat gezeigt, mit welch heldenmütiger Tapferkeit diese schwarze Truppe vorgeht und standhält. Dort bei Tanga haben bekanntlich 2000 Askari 8000 Engländer in die Flucht geschlagen und einen großartigen Sieg errungen. Dort hat auch ein Missionar, der der Brüdergemeine angehörte, den Heldentod erlitten, Br. Hans Günther, der einzige deutsche Missionar, der bisher überhaupt in diesem Weltkrieg, so weit wir wissen, gefallen ist.

Nun, diesen tüchtigen Askaris wollen es natürlich auch die schwarzen Burschen nachmachen und womöglich gleichtun. Und da kleiden sie sich wie jene. Wenigstens deuten sie die Ausrüstung dieser Soldaten an. Sie nehmen sich ein Gewehr, das aus Schilfrohr geflochten ist. Das legen sie über die Schulter. Und als Helm legen sie ein Bananenblatt auf den Kopf. Ja auch für eine Trommel wissen sie Rat. Sie bitten den Missionar um eine Blechbüchse, die er nicht mehr braucht; und auf dieser trommeltn sie herum, daß es eine Art hat; und zum Klang dieser Trommel marschiert das kleine Regiment. Ist das nicht aller Ehren wert? Ja, hoch lebe Jung-Deutschland in unseren Kolonien!

Was eine farbige Christin in Südafrika von ihrer frommen Mutter gelernt hat.

Aus „Tante Anna“ von Missionsdirektor Hennig.

Wo mag Anna geboren sein? — Frage mich nicht! Ein Sklavenkind weiß seine Heimat nicht zu nennen. Von ihrem Vater hat Anna mir nichts erzählt, um so mehr aber von ihrer Mutter, — einer Frau ebenso streng und hart mit sich selbst und andern wie mit ihrer Tochter, und doch eine rechte Mutter, der ihr Kind am Ende eines langen Lebens ein Denkmal herzlichen Dankes und treuer Liebe setzen kann. „Wie Sie gestern in der Kirche sagten,“ begann Tante Anna ihre Geschichte, „so stand es mit mir in meinen jungen Jahren. Ich war hochmütig, eitel und leichtsinnig. Aber ich hatte eine gute, fromme Mutter, und sie hat mich von klein auf gelehrt, was recht und gut ist für den Himmel und die Erde.“

Und wo mag die Mutter ihre Kenntnis des Weges zum Himmelreich wohl gewonnen haben? Zwar gab es damals schon eine Missionsstation im Lande, doch hatte sie ihre Arbeit auf die eigentlichen Hottentotten beschränken müssen. Den Zugang zur Sklavenwelt Südafrikas fand die Mission eigentlich erst, als die Sklaverei zu Ende ging. Hunderte und Tausende von Sklaven, aus allen möglichen Gegenden der Welt stammend, lebten auf den Bauernplätzen des Landes zerstreut, und niemand sah in der Sklaverei etwas Schlechtes. Doch hatte sich unter der zahlreichen Bauernwelt manches von echter Frömmigkeit erhalten, und die alte Novi, die Frau des Baas oder Herrn, hatte die Mutter Annas als eine Christin erzogen.

Schulkinder in Elim in Südafrika.

Schon das tägliche Morgengebet der Mutter hat sich dem Kinde fürs ganze Leben in Herz und Gedächtnis geprägt. Wir werden es verstehen, wenn es auch Kapholländisch ist:

O groote Heiland, eeuwig Licht,
Niets is bedekt voor uw gezicht,
Dat ons bestraalt, waar wy ook gaan,
Al schynt geen zon, al licht geen maan.

O großer Heiland, ewges Licht,
nichts ist vor deinem Angesicht verborgen.
Es bestrahlt uns, wo wir immer gehn,
auch wenn Sonne und Mond nicht scheinen und leuchten.

So in der Gegenwart Gottes zu wandeln, war die Lebenskunst der Mutter, und daher floß ihre Erzieherweisheit und ihr Erzieherernst.

„Mein liebes Kind, wo du gehst und stehst, sieh auf den Heiland; begegnest du einem alten Menschen, der eine schwere Last trägt, hilf sie ihm tragen; hast du einen Groschen, so gib ihm denselben." Obenan aber standen die schlichten Gebote Gottes: Du sollst nicht lügen, du sollst nicht stehlen. Doch das Kind log und stahl, wie es eben Sklavenart ist. Aber die Mutter ruhte nicht und ging jeder Sache ernstlich nach.

Die Enkelin der Novi hat Anna ein altes Messer geschenkt. „Woher hat das Kind das Messer?" Erst als die frühere Eigentümerin das Geschenk bestätigt hatte, durfte Anna sich desselben freuen. Hatte Anna aber einmal gelogen, so folgte eine harte Strafe; vielleicht standen gar die Blutstropfen auf dem Leibe. — Auch sonst wurde Anna angewiesen, all die kleinen Künste afrikanischen Lebens zu üben. So mußte sie Wasser holen, d. h. solches aus dem Fluß schöpfen. „Geh weit hinauf," mahnte die Mutter, „wo niemand geschöpft hat, damit das Wasser rein und klar ist." Aber Anna trifft auf ihrem Wege spielende Kinder und vergißt ihres Auftrages, während die fleißige Mutter auf das Wasser zum Kochen wartet. Wieder setzt es harte Strafe, und um das Dazwischentreten anderer und ihre törichte, offen vor dem Kinde geübte Einsprache zu vermeiden, führt die Mutter sie weit hinweg, um sie die verdiente Züchtigung erleiden zu lassen. So ging es von Platz zu Platz unter der Hut der Mutter.

„So bin ich groß geworden, und wenn ich tat, was die Mutter mir sagte, ging es gut. Man kann beinahe sagen, es ist eines Kindes Seligkeit, wenn es gute Eltern hat und tut, was sie sagen."

Dankbarkeit.

Ein Missionar in Usambara traf einmal einen schwarzen Bauersmann auf seinem Felde. Der heimste gerade eine besonders reiche Maisernte ein, und daneben hingen von den Bananenstauden die dicken, schweren Trauben herab. „Dankst du Gott auch für die viele Speise, die er dir gibt?“, fragte der Missionar. „Danken?“ war die verwunderte Antwort des Heiden, „ich esse ja doch alles auf!“ Das schien ihm völlig zu genügen. Nein, Kinder, das Aufessen ist nicht genug. Sonst wären ja auch die Ferkelchen im Stalle dankbar, wenn sie sich über ihren Futtertrog stürzen. Zur rechten Dankbarkeit gehört noch etwas mehr, nämlich drei Dinge.

Vor allem ein gutes Gedächtnis. Die Frau des schwarzen Lehrers Salomo in Usambara war krank gewesen, und die Missionarsfrau hatte ihr geholfen. Als dann später Salomo einmal an den Missionar schrieb, fügte er hinzu: „Grüße deine Frau. Meine Frau gedenkt ihrer, daß sie ihr in ihrer Krankheit geholfen hat,“ und im 103. Psalm heißt es: „Vergiß es nicht, was er dir Gutes getan hat.“ Denken und Danken gehört zusammen. Denkt ihr wohl jeden Abend an das Gute, das ihr an dem Tage von Gott empfangen habt? —

Wenn der Dank aufrichtig ist, bleibt er nicht nur im Herzen wohnen. Darum hält man die Kinder an, daß, wenn sie etwas geschenkt bekommen, sie auch wirklich „danke“ sagen. Wir sollen auch nicht meinen, Gott weiß ja doch alles, was in unserm Herzen ist, da brauchen wir ihm erst nicht besonders mit Worten zu danken. Nein, es ist nötig, daß wir es ihm auch sagen, wie dankbar wir ihm sind. In Hohenfriedeberg lebte ein Christ Tadäus mit seiner Frau Julia. Als ihre kleine Hanna ihren Geburtstag feierte, da luden sie den Missionar und seine Frau zu einem Dankfeste ein. Das Haus war neu angestrichen und mit Blumen geschmückt. Brennende Kerzen erleuchteten es. Dann sangen sie zusammen: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren,“ lasen aus dem Worte Gottes etwas vor und dankten Gott, daß er ihnen das Kind geschenkt und ein Jahr lang behütet hatte. —

Aber das ist auch noch nicht genug. Wer wirklich dankbar ist, will auch gern etwas tun. Unter den Aussätzigen, die bei Hohenfriedeberg im Dörfchen Hekalungu wohnen, war auch eine Frau mit Namen Elisabeth. Eines Tages kam die Missionarsfrau zu ihr und besuchte sie. Da sagte Elisabeth mit Tränen: „Ihr

Unsere Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika.

Missionsleute tut uns soviel Gutes, und ich kann mich doch gar nicht dankbar erweisen dafür.“ Da antwortete die Missionarsfrau: „Du kannst doch beten. Darum bete treu für uns, daß Gott uns Kraft und Weisheit schenkt, damit wir unsere Arbeit noch besser tun können. Dein Gebet wird uns viel helfen.“ Da ging ein Freudenschein über das Gesicht der armen Aussätzigen, und sie sagte erleichtert: „Ja, das will ich tun.“ —

So können wir für Menschen, denen wir dankbar sein wollen, etwas tun. Aber können wir auch Gott unsern Dank mit der Tat beweisen? Ganz gewiß können wir das. Abel, der Kirchenälteste von Hohenfriedeberg, hatte fünf Kinder gehabt, aber sie waren ihm alle gestorben. Nun war er so dankbar, daß ihm Gott seinen Sohn Paul am Leben erhielt. Als das Kind wieder ein Jahr lang gesund gewesen war, kam er an seinem Geburtstage und brachte ein Silberstück und sprach: „Ich will Gott ein Dankopfer bringen.“ —

So steigt der Dank aus dem Herzen auf die Lippen, von den Lippen fährt er in die Hände hinein und bringt sie in Bewegung, und wenn ein Mensch mit „Herzen, Mund und Händen" dankt, dann ist das rechte Dankopfer da.

Ihr habt gewiß schon von „Dankopferbüchsen" gehört. Jedesmal, wenn man eine große Freude erlebt hat, steckt man eine Gabe für die Mission hinein, und wenn in einem Hause ein Fest gefeiert wird, so läßt man das Büchschen bei den Gästen herum gehen. Jedem, der ein solches Büchschen haben will, schicken wir es gerne zu. Wer von euch wünscht sich eins?

Tr.

Ein Missionsdirektor im Kreise seiner Familie.

Aus dem Leben des kürzlich verstorbenen Dir. Öhler in Basel.

Wie hat der vielbeschäftigte Vater neben all der großen Missionsarbeit, neben den vielen Briefen, die er zu schreiben hatte, den vielen Konferenzen, die er halten mußte, noch Zeit gefunden, seine Kinder zu erziehen? Gott hatte ihm sieben Kinder gegeben, und alle sieben wollte er Gott zu Ehren erziehen. Beruf und Arbeit, das war ja wohl das erste und wichtigste, aber gleich darauf kam die Familie. Die Kinder wußten von klein auf, daß sie Vater und Mutter zu folgen hatten, trotz aller Freiheit, die man ihnen gewährte. Wenn der Vater so ruhig und bestimmt sagte: „So, du gehst und räumst jetzt alles wieder ein, was du da herausgerissen hast — in zehn Minuten komme ich," dann war es unmöglich, nicht zu gehorchen, auch wenn man sich vorher eine Viertelstunde gesträubt hatte, wie ein wildes Tierlein. Oder etwa beim Mittagessen, wenn irgend etwas Tränen im Gefolge hatte und man meinte, mit Weinen nicht so bald aufhören zu können, dann zog der Vater seine Uhr und sagte: „So, — du hast zwei Minuten, dann kein Ton mehr, sonst gehst du vom Tisch." Und dann behielt er die Uhr in der Hand, und die Zeiger liefen so sicher, und man schluckte und schluckte die Tränen hinunter und nach zwei Minuten wagte sich auch der kleinste Schluchzer nicht mehr hervor. Für direkten Ungehorsam, oder Rohheit, oder Unaufrichtigkeit gab's Ruten. Aber wie liebevoll sprach er dann den Kindern zum Herzen, wie fühlten sie's, daß es ihm selber wehe tat, sie strafen zu müssen. Aber die Hauptsache war, daß die Kinder nie das Zutrauen zu ihrem Vater verloren, daß sie mit ihren kleinen Sorgen und Wünschen immer zu ihm kommen durften.

Es gab wohl keine fröhlicheren Bergsteiger als die sieben Oehlerkinder, wenn sie alle Jahre ein paar schöne Sommerwochen mit Vater und Mutter in den Bergen zubrachten. Jedes Kind hatte den brennenden Wunsch im Herzen, vom Bergdörflein, wo man wohnte, zum Hochwald und vom Hochwald zu den grünen Alpenweiden, und von den Alpenweiden hinauf zu den Alpenrosen, und ja — womöglich zu den Gletschern und dem ewigen Schnee zu klettern. Ehe man aber abmarschierte, zog der Vater die Bibel heraus und las ein Kapitel. Dann befahl er sich und die Seinen in Gottes Schutz und Leitung droben in den Bergen. Und nie ist ihnen ein Unfall zugestoßen, wenn sie auch von einem Gebirgsgewitter überrascht oder von Nebelwolken eingehüllt wurden, oder wenn die Nacht hereinbrach, lange ehe sie zu Hause waren.

Um zu zeigen, was für ein zartes, liebevolles Herz Direktor Oehler für das Kleinste und Geringste hatte, möchte ich noch eine kleine Feriengeschichte erzählen. Es war auf dem Heimweg von einem ganztägigen Ausflug, als er im Versehen auf eine Wegschnecke trat. Er hatte es nicht gemerkt, aber zu Hause beim Nachtessen sprach eins der Kinder davon. Sofort fragte er: „War sie tot?" Niemand wußte es, und man sprach von anderem. Aber nach dem Essen nahm der damals schon ältere Herr Hut und Stock und fragte: „Wer weiß, wo die Schnecke lag?" — „Aber du willst doch nicht die Schnecke suchen!" — „Doch freilich." — „Ach, die ist sicher längst tot!" riefen die Kinder. „Eben, das will ich sehen, ob sie sicher tot ist," entgegnete der Vater ruhig. Und er ging die getretene Schnecke suchen, damit sie nicht seinetwegen leiden möchte.

Ja, die Liebe war der große, leuchtende Leitstern für all sein Tun: Liebe zu Gott und dem Herrn Jesus, Liebe zu den Menschen, den Großen und den Kleinen, den Hohen und den Geringen. Und diese Liebe, die alle Menschen umfing, gehörte vor allem auch den Heiden, den Negern, den Hindu und den Chinesen. Und Hand in Hand mit der Liebe ging die Gewissenhaftigkeit. Da wurde nicht das Geringste über den Zoll geschmuggelt; da wurde nicht eine Traubenbeere im Missionshausgarten gepflückt, obschon sich niemand so sehr für ihr Wachsen und Werden interessierte wie gerade er als Direktor.

Aber den allertiefsten Eindruck machte es doch auf die Kinder, wenn der Vater, der doch alles gut und recht zu machen schien, sagte: „Das war nicht recht, daß ich dies oder jenes sagte, verzeih mir!" Da fühlte man sich so recht klein und armselig neben dieser Demut.

Rätsel.

Vier Zeichen hab ich oft verschoben
Viermal verändert ihren Stand
Und sonderbar: in allen Fällen
Ein sinngemäßes Wort ich fand.
Ein Maß für Bogen und Papier,
Ein Nahrungsmittel allbekannt,
Die alte Göttin voller Trug,
Den Titel auch im Nachbarland
Zum Schluß, du kennsts vom Bibellesen,
Ist ein Gebirge es gewesen.

Aus „Universum".

„Aus Nord und Süd" erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.

Missionsblatt der Brüdergemeine für die Jugend.

№ 12. Dezember 1915. 16. Jahrgang.

Nach oben!

O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit! So klingt es bald wieder durch alle Häuser und Hütten, wo Christen wohnen. Das Weihnachtsfest kommt als ein lieber Gast und bringt seine Gaben. Es hat uns aber auch etwas Wichtiges zu sagen.

Das Weihnachtsfest, das im Jahre 1898 auf der Missionsstation Tschichin in Südchina gefeiert wurde, war besonders schön. Es war zugleich ein Tauffest, und 16 Chinesen wurden in die christliche Gemeine aufgenommen. Wie es Sitte ist, wählten sie sich jeder einen neuen Namen. Der Name des einen fiel dem Missionar auf, denn den gab es noch nicht in der Christengemeine. Er nannte sich Tham-phu-kan, d. h. einer, der seine Schritte nach oben gerichtet hat. Der Missionar fragte ihn: „Wie bist du auf diesen merkwürdigen Namen gekommen?“ Der Mann erzählte: „Es ist schon längere Zeit her, da hatte ich in der Nacht einen Traum. Ich war mit vielen andern in der Kapelle. Wir sollten getauft werden. Ich war sehr glücklich. Du hattest deinen Talar an und riefst uns herbei, um unsere neuen Namen ins Taufbuch zu schreiben. Auch mich fragtest du: Wie ist dein neuer Name? Ehe ich antworten konnte, hörte ich plötzlich, wie eine Stimme zu meiner Rechten rief: Das ist Tham-phu-kan, der seine Schritte nach oben gerichtet hat! Diesen Namen schriebst du auf. Darum habe ich mir heute auch gerade diesen Namen gewählt.“

Von jenem Weihnachtsfeste an wandelte Tham-phu-kan wirklich als einer, der seine Schritte nach oben gelenkt hat. Seine Nachbarn verspotteten ihn wegen seines Christenglaubens, aber er lächelte nur. „Wenn ihr wüßtet, was ich erlebt habe“, dachte er, „dann würdet ihr nicht spotten.“ Der Name, den er zu Weihnachten bekommen, war ihm ein Wegweiser. Nach oben, nach oben! So rief er ihm alle Tage zu. —

Wir werden zu Weihnachten mancherlei geschenkt bekommen, aber ein neuer Name wird wohl nicht dabei sein. Wir brauchen ihn ja auch nicht, denn wir sind schon getauft, aber auch uns will das liebe Weihnachtsfest zurufen: Nach oben, nach oben! Von oben, vom Himmel her ist Jesus gekommen. Früher wußten die Menschen den Weg dorthin nicht. Sie suchten ihn vergeblich. Da kam Jesus von oben herab zu uns. Nun können wir den Weg finden, denn wir brauchen nur den Weg zu gehen, den Jesus gegangen ist, der führt sicher nach oben.

Wer nach oben wandern will, darf keine schwere Last tragen. Lüge und Zank, böse Gedanken und ein unreines Herz hängen sich an unsere Füße wie schwere Gewichte. Wirf sie fort, damit du leicht und fröhlich nach oben pilgern kannst.

Zu wem führt uns denn der Weg nach oben? Zu Weihnachten sangen die Engel: Ehre sei Gott in der Höhe! Ja, in der Höhe wohnt Gott. Im Himmel, wo ewige Freude herrscht, wo es keine Schmerzen und keine Traurigkeit gibt, breitet er seine Arme aus nach uns, um uns an sein Herz zu ziehen. Es geht zum

Herzen Gottes und zu dem Reichtum seiner Liebe. Möchtest du nicht dorthin?

Der Weg nach oben ist steil. Aber wir haben ja Jesus! Er ist unser Führer. Er nimmt uns bei der Hand und gibt uns Kraft und Mut. Wer ihn anblickt, ermattet nicht. Mit Jesus geht es gewiß zum Ziel. Darum hört, wie die Weihnachtsglocken läuten: Nach oben, nach oben! Tr.

Jenny, der kranke Knabe in der Aussätzigenkolonie der Brüdergemeine Bethesda in Suriname.

Von Br. H. Bernhard.

Von einem Aussätzigenkinde will ich euch jetzt erzählen. Es wohnen in der Krankenkolonie der Brüdergemeine in Bethesda in Suriname (Südamerika) etwa zehn Kinder, Jungen und Mädchen. Die haben Schule, wie ihr und können auch recht niedlich mit einander spielen. Aber ach, eins fehlt ihnen doch, etwas sehr Großes und Wichtiges, das man sich aber gewöhnlich nicht sehr schätzt: die Gesundheit. Ach die armen Kinder, sie sind nicht gesund.

Ihr wißt wohl auch, wie das ist, wenn man krank ist, und nun denkt euch einmal, diese Kinder dort sind viele, viele Jahre krank und müssen immer in Bethesda bleiben. Ihr müßt nun aber nicht meinen, daß sie die ganze Zeit im Bett liegen müssen. O nein, sie können auch oft fröhlich und vergnügt herumspringen; aber so ganz gesund wie ihr sind sie doch nie; und beinahe alle müssen täglich verbunden werden, weil sie hier und da offene Wunden haben, die garnicht mehr zuheilen wollen. Nicht wahr? da dankt ihr einmal dem lieben Gott recht herzlich, daß ihr gesund und munter und bei euren Eltern sein könnt. Denn die Kinder dort haben oft keine Eltern mehr, und manche denken auch garnicht an sie.

1. Jenny in Behandlung des heidnischen Zauberdoktors.

Da ist einer unter ihnen, der hieß Richenel Tuinfort, von dem will ich euch etwas erzählen. Vor bald neun Jahren war es, da kam am Sylvestertag ein Corjal, ein kleines Ruderboot, wie es die Neger brauchen, die Suriname heraufgefahren und legte in Bethesda an. Ein langer, schwarzer Neger saß darin und hatte einen Jungen bei sich. Der

Bethesda, Aussätzigenkolonie der Brüdergemeine in Suriname.

Neger kam zu mir und sagte: „Hier, Leriman (Missionar), bringe ich meinen Sohn und bitte, ihn in Bethesda aufzunehmen. Er läßt mir keine Ruhe mehr, und immer hat er mich gebeten, dorthin gehen zu können, wo seine Tante Lene ist, da wäre es doch so schön. Ich wollte mich aber von meinem Jungen nicht trennen. Nun, ich bringe ihn, aber das soll er wissen, daß er nun für mich gestorben ist.“ Dem Vater war es schwer geworden, sich von dem Jungen zu trennen, denn, wie viele Neger, so war auch er der Meinung, daß nun, da er seinen Sohn in die Krankenkolonie abgegeben habe, seine Angehörigen nicht mehr für ihn leben könnten, sondern daß er gleichsam für sie schon gestorben sei.

Der kleine Richenel oder wie er stets gerufen wurde: „Jenny“ sah zum Erbarmen aus. An den

Armen hatte er große Wunden, und sein ganzer Körper war wie mit Schuppen bedeckt. Als die Schwester ihn gleich baden wollte, weinte er sehr, denn das Wasser machte ihm viel Schmerzen. Doch aber fühlte er dabei, daß es ihm gut tat. Unter Tränen nahm sein Vater von ihm Abschied. Jenny war nun fest davon überzeugt, daß er den Vater nicht mehr wiedersehen würde. Doch aber hatte er so gern nach Bethesda kommen und hier bleiben wollen.

Warum er das so gern wollte, das hat er dann später erzählt. Jenny war, als er nach Bethesda kam, sechs Jahre alt. Ein Jahr vorher zeigte sich bei ihm der Anfang der bösen Aussatzkrankheit. Sobald sich

Was aber tat der Zauberer? Der nahm nun Jenny und zog ihn aus. Dann schlachtete er einen Hahn. Den Hahn tauchte er in ein Gefäß mit Wasser, so daß die Federn ganz naß waren, und nun wusch er mit dem nassen Hahn den armen Jenny vom Kopf bis zu den Füßen und murmelte Zaubersprüche dazu. Brr, war das kalt und unangenehm, und Jenny weinte sehr. „Sei nur ruhig, mein Junge", sagte der Wisiman, „jetzt gehe ich den Hahn begraben, er hat nun deine Krankheit an sich genommen, und du wirst wieder gesund." „Aber", so erzählte uns Jenny, „der Mann hat den Hahn garnicht begraben, sondern weil er Hunger hatte, hat er ihn gerupft und dann gekocht und gegessen!"

Geburtstagsfeier in Bethesda.

diese gezeigt hatte, durfte er nicht mehr aus seiner Stube heraus und konnte nicht mehr dort draußen mit anderen Kindern spielen. Das ist Landesgesetz, denn diese Krankheit ist sehr ansteckend.

Was aber tat der Vater nun? Um den Sohn von dieser entsetzlichen Krankheit zu befreien, schaffte er ihn zu einem heidnischen Doktor! Eines Nachts nahm er den Sohn in sein Corjal (Boot) und brachte ihn weit, weit weg auf eine verlassene Plantage, wo ein großer Neger wohnte, der ein Zauberer oder Wisiman war. Dieser hatte seinem Vater versprochen, Jenny von dem Aussatz zu heilen. Darum bezahlte der Vater dem Mann gern viel Geld (zwanzig Gulden), ließ den Knaben bei ihm zurück, fuhr selbst aber wieder nach Hause und freute sich, Jenny nach einer Woche als geheilt wieder abholen zu können.

Als Jennys Vater wiederkam, war der arme Junge natürlich durchaus nicht geheilt, aber mit vielen Worten erklärte der Wisiman, daß es ihm wohl noch gelingen werde, Jenny zu heilen, wenn nur der Vater noch einmal zwanzig Gulden bezahlen wollte. Jenny wäre eben so stark bezaubert, daß die Krankheit durch noch schärfere Mittel aus ihm herausgetrieben werden müsse. Der Vater, fest überzeugt von der Macht des Zaubermannes, gab wieder zwanzig Gulden und erhielt die Weisung, nach einer weiteren Woche wiederzukommen. Und inzwischen wurde nun der arme Jenny übel geplagt. Der Mann nahm ein Messer und schnitt lange Risse in die Arme des Jungen. Dann nahm er Orange und Zitronen und rieb mit dem scharfen Saft die Wunden ein! Wie hat Jenny da geschrieen und gejammert, denn diese Behandlung

tat natürlich sehr weh. Aber es half ihm nichts, jeden Morgen mußte er dieselben Schmerzen über sich ergehen lassen. Natürlich sagte der Mann stets seine Zaubersprüche dazu her, wenn er Jenny so quälte. Aber das nahm doch dem Kinde den Schmerz nicht fort.

Darum verlangte Jenny Tag für Tag nach seinem Vater. Endlich kam dieser, und nun bat Jenny: „Ach, lieber Vater, bitte bitte, nimm mich doch von dem bösen Mann fort, der mich so quält und laß mich doch dahin gehen, wo schon meine Tante Lene ist und von wo Großmutter immer erzählte, daß die Kinder es dort so gut haben. Bring mich doch nach Bethesda!“ Aber der Vater wollte lange nicht. Er meinte, daß wenn er einmal Jenny nach Bethesda gebracht habe, dann würde dieser nie mehr gesund werden, und so wäre er dann für ihn garnicht mehr da, sondern schon gestorben. Endlich aber gab der Vater doch nach.

2. Jenny im schönen Bethesda.

So kam Jenny nach Bethesda. Dort hat er sich bald recht wohl gefühlt. Mit Vorliebe spielt er das Murmelspiel, aber geht auch ebenso gern in die Schule. Nie haben wir und die Schwestern gedacht, daß Jenny lange leben würde. Wie oft lag er von viel Schmerzen geplagt auf seinem Lager! Das Fieber schüttelte ihn und sein armer Körper zeigte sich von vielen Wunden bedeckt, die plötzlich aufbrachen und sich später wieder schlossen. Geduldig lag er dann auf seinem Schmerzenslager, und seine Kameraden besuchten ihn fleißig. Wenn er sich wohl fühlte, war er vergnügt und fröhlich. War ein Geburtstag der Schwester, dann war es seine große Freude, an einer Aufführung mit teilzunehmen. Eine Mundharmonika ist sein liebstes Spielzeug. Nun hat er auch angefangen, das Schuhemachen zu lernen. Auch ist er nicht wenig stolz darauf, daß er jetzt sogar einen Brief an seine Mutter schreiben kann. Diese besuchte ihn öfter. Aber der Vater kam nie! Ich sagte einst zu ihm: „Jenny, ich hoffe, daß dein Vater dich auch einmal besuchen wird.“ „O nein“, antwortete er, „ich bin für meinen Vater gestorben, der kommt nicht wieder zu mir.“

Ueber sechs Jahre lang hat es der Vater nicht über das Herz gebracht, seinen Sohn zu besuchen. Erst voriges Jahr hörte ich, daß Jennys Vater doch noch einmal gekommen wäre, es war im Herbst 1913. Wie mag sich Jenny da gefreut haben! — Noch jetzt ist er in Bethesda und fühlt sich da wohl, soweit seine Krankheit ihm das zuläßt. Jetzt haben die älteren Kranken ein Ruderboot gebaut, und so können sie auf dem Surinamefluß spazieren fahren. Welche Freude ist es für Jenny, wenn er auch mitfahren kann und einmal etwas anderes sieht! Aber lange können sie nicht rudern, auch dürfen sie nicht an einem anderen Ort anlegen, weil sie Aussätzige sind. Doch bringt ihnen diese Beschäftigung doch schon eine willkommene Abwechselung. Ja, im vorigen Jahr haben sie sich ein Karusell oder „Draaimolen“, wie sie es nennen, gebaut. Ganz einfach aus Baumstämmen. Da sind die Kinder garnicht davon wegzubringen und drehen sich lustig im Kreise herum. Daß da Jenny stets mit dabei ist, läßt sich denken. Von Zeit zu Zeit geht er auch angeln und fängt sich einen Fisch, der dann für ihn gebraten wird.

Sonntags geht er gern zur Kirche mit den anderen und sieht in seinem weißen Feierkleid recht stattlich aus.

Liebe Kinder, ich habe euch etwas von Jenny erzählt, und ich hoffe, daß ihr oft an die kranken Kinder in Bethesda denken werdet. Nicht wahr, ihr werdet dem lieben Gott recht danken, daß ihr es so viel, viel besser habt, als die armen Aussätzigen. Besonders in der gegenwärtigen Advents- und Weihnachtszeit, da vergeßt der armen Kranken nicht, ja denkt in eurem Gebet all der schwarzen und roten und gelben Heidenkinder. Möchten sie dem Jesuskinde, das als Heiland auch für sie in die Welt gekommen ist, ihr Herz öffnen und dadurch hier glücklich und dereinst ewig selig werden!

Rätsel.

Kannst du im wahren, echten Sinn
Dich mit der ersten Silbe nennen,
So geh getrost durchs Leben hin,
Du wirst die rechte Bahn erkennen.
Kein Schicksal kann den Mut dir rauben,
Du bleibst im Glück und Unglück Held,
Und wo du stehst, hältst du den Glauben,
Du seist für eine bessre Welt.

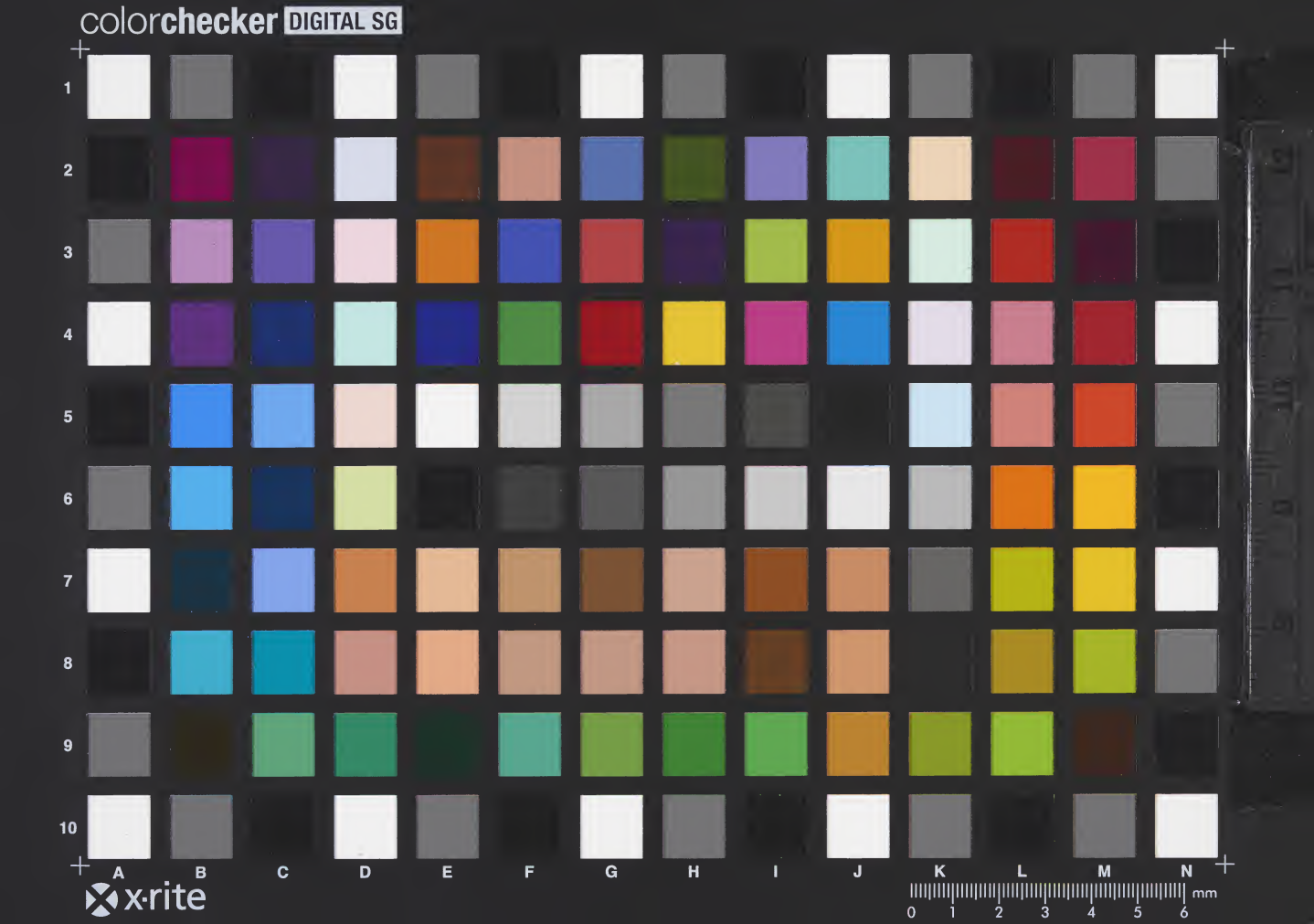
Den schlanken Sohn der alten Erde
Wirst in der zweiten du gewahr.
Er reicht oft Kühlung nach Beschwerde
Und findet oft an deinem Herde
Sein heißes Grab auf immerdar.

Willst du jetzt nach dem Ganzen fragen?
Wohl hast du es entzückt geschaut,
Wenn in des Winters trüben Tagen
Der schönste Abend dir gegraut.
Fürwahr, nicht eine Frucht der Erden
Kommt seinen Früchten jemals gleich,
Und jedem können sie ja werden,
Er möge arm sein oder reich.

Lösung der Rätsel.

Nr. 1: Salem, Amsel, Salam. Nr. 3: Hindenburg. Nr. 4: Pflaster, Laster, Aster. Nr. 5: Maiglöckchen. Nr. 6: Puppe. Nr. 7: Feld, Held. Nr. 8: Bahnmeister. Nr. 9: Bethania. Nr. 10: Feld, Geld, Held. Nr. 11: Ries, Reis, Eris, Sir, Seir. Nr. 12: Christbaum.

„Aus Nord und Süd“ erscheint monatlich. Bezugspreis im Jahr 25 Pfg. Porto extra. So kostet 1 Expl. mit Porto 65 Pfg., 5 Expl. Mk. 1.65, 10 Expl. Mk. 3.10 usw., 20 Expl. und mehr sind portofrei, größere Partien noch billiger.
Herausgeber Prediger Th. Bechler. Verlag der Missionsbuchhandlung, Druck von G. Winter, sämtlich in Herrnhut. Nachdruck nur mit Erlaubnis des Verlags gestattet.


colorchecker DIGITAL SG
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
A
B
C
D
E
F
G
H
I
J
K
L
M
N
x-rite
0 1 2 3 4 5 6
mm